ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOTHERAPIE
UND MEDIZINISCHE
PSYCHOLOGIE
MIT EINSCHLUSS

DES HYPNOTISMUS, DER SUGGESTION UND DER PSYCHOANALYSE

HERAUSGEGEBEN
VON

DR. ALBERT MOLL
BERLIN

VII. BAND, 4. HEFT



VERLAG VON FERDINAND ENKE, STUTTGART
1918

Preis für den Band von 6 Heften M. 14.—, jährlich ein Band
Ausgegeben am 27. April 1918.

Inhalt.

Adresse der Redaktion: **Dr. Albert Moll, Berlin W. 15,** Kurfürstendamm 45

Zur Psychopathologie des Geizes.

Vortrag, gehalten am 8. Nov. 1917 in der Psychologischen Gesellschaft.

Von **H. Oppenheim**, Berlin.

Der Geiz hat bei den Psychologen und Psychiatern bislang sehr wenig Berücksichtigung gefunden. Ich habe das seit langem als einen Mangel empfunden und dem schon in der II. Auflage meines Lehrbuches der Nervenkrankheiten Ausdruck gegeben. Es heisst dort: „Auch durch einen krankhaften Geiz kann sich die hysterische (bzw. psychopathische) Anlage früh verraten. Es ist auffallend, wie wenig Beachtung dieses Phänomen und seine Beziehung zu psychopathischen Zuständen bisher gefunden hat." Von den psychiatrischen Fachgenossen, mit denen ich diese Frage besprochen habe, wurde mir das durchweg bestätigt. Hoche[1]), der es sich besonders angelegen sein liess, mich mit literarischen Hinweisen zu unterstützen, schrieb: „Die medizinische Literatur ist äusserst wenig ausgiebig zu dieser Frage. Ich habe auf Ihre Anfrage hin eine Reihe von Zentralblättern usw. 20 Jahre rückwärts durchgesehen, ohne das Stichwort Geiz auch nur im Register zu finden." Und einer der wenigen neuzeitlichen Forscher, die die Frage einer eingehenden Betrachtung wenigstens in philosophisch-psychologischer Beziehung unterworfen haben, Rogers de Fursac[2]) sagt: Mais parmi toutes les passions l'avarice est certainement une de celles dont la science parait s'être le plus désintéressée."

Es steht diese Schweigsamkeit der Wissenschaft (wenigstens der medizinischen) in einem auffallenden Gegensatz zu der Beredsamkeit der schöngeistigen Literatur und der Kunst überhaupt. Auf Dichter und Schriftsteller hat der Seelenzustand, die äussere Erscheinung und Lebensführung des Geizhalses zu allen Zeiten einen starken Reiz ausgeübt. Ich brauche nur die Namen von Shakespeare, Molière, Walter Scott, Balzac, Dickens, Gogol, de Coster, George Elliot zu nennen, um das vor Augen zu führen.

Wenn in ihren Schilderungen auch zweifellos der Wirklichkeit vieles abgelauscht ist, können wir sie doch nicht als Grundlage für eine wissenschaftliche Erfassung des Stoffes verwerten. Und selbst von den wenigen, die den Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung zu

[1]) Ihm sowie Herrn Kollegen Moll und Herrn Geheimrat Traeger in Marburg spreche ich für manchen Wink auch an dieser Stelle meinen Dank aus.

[2]) De l'avarice, Essai de Psych. morbide. Revue philosophique de la France et de l'Etranger. T. 61, Paris 1906.

unterziehen versucht haben, hat der beredteste, Burr[1]) zum grössten Teil dem 18. Jahrhundert entstammende Beobachtungen verwertet. Es kann deshalb nicht wundernehmen, dass seine Darstellung fast in allen Punkten den in der Kunst dargebotenen Bildern entspricht.

In diesen Schilderungen des schöngeistigen Schrifttums tritt uns der Geizhals fast überall als alter Mann entgegen: dürr, hager, vertrocknet, mit dem Gesichtsausdruck und den Bewegungen, die Verschlagenheit, Argwohn, Misstrauen, List, oft auch Grausamkeit verraten. Die Verstandeskräfte sind in der Regel keine hervorragenden, es fehlt dem Geist die Tiefe und Vielseitigkeit, das Denken ist bei der Mehrzahl aufs äusserste eingeengt; der Geizige besitzt allenfalls die Schlauheit und Durchtriebenheit, die ihn befähigt andere zu übervorteilen, aber selbst in dieser Hinsicht versagt er gegenüber der Ueberlegenheit wirklicher Geistesstärke. Die Kleidung ist ärmlich, abgetragen, oft auch schmutzig und zerrissen, die Wohnung meist eng, dunkel, ohne jeden Zierrat, ohne jede Rücksicht auf Gesundheit, geschweige denn auf Wohlbehagen und Schönheitssinn, die Ernährung meist kümmerlich, oft nur den äussersten Bedürfnissen Rechnung tragend. Hat er Weib und Kind, so sind sie seine Sklaven, die sich seinem Laster anpassen müssen, wenn ihre Gesinnung und Neigung auch oft eine der seinigen nicht entsprechende oder gar entgegengesetzte ist. Dienstboten hat er nicht oder eine einzige Person, die sich ihm völlig unterordnen und ganz in seinem Sinne leben muss oder sowohl in ihrem Wesen wie in ihren Lebensansprüchen das Ebenbild ihres Dienstherrn ist. Mit der Habsucht verknüpft sich fast immer Härte, Gefühllosigkeit und selbst Grausamkeit, Mangel an jedem sozialen Empfinden. Dementsprechend hat der Geizige keine Freunde, er ist ungesellig oder selbst menschenscheu, er hat nicht das Bedürfnis sich mitzuteilen.

Die geschilderte Lebensweise steht nun in schroffem Gegensatz zu seinem Reichtum. Denn diese Geizhälse der Romane und Sage besitzen alle ungewöhnlich grosse Schätze, die sie aber häufig nicht in gewinnbringender Weise anlegen, sondern anhäufen oder verstecken. Die meisten treten jedoch gleichzeitig als Wucherer in die Erscheinung. Die Gier und Jagd nach dem Gelde, das oft geradezu wollüstige Bestreben Gold und Geld anzuhäufen, in Verstecken zu sammeln, kehrt fast in allen Berichten wieder.

Ueber das Geschlechtsleben erfahren wir nicht viel. Es ist aber bemerkenswert, dass von Ausschweifungen in dieser Hinsicht fast nie die Rede ist, dass die Geizigen durchweg nicht als Lüstlinge geschildert werden, ohne dass sich damit Anhaltspunkte für die Annahme von „Per-

[1]) Charles W. Burr, The Psychology of Misers. Journ. of Nerv. and Ment. Diseases 1915, Nr. 42.

versitäten" bieten. Dass einige dieser Greise, wie der Harpagon Molières und Arthur Gride bei Dickens, ganz jungen Mädchen Heiratsanträge machen, dürfte kaum im Sinne der Perversität gedeutet werden. — Kinderreichtum scheint nicht vorzukommen.

Ich will dieses der schöngeistigen Literatur entnommene Gesamtbild durch ein paar Einzelheiten erläutern.

Balzac [1]) sagt von seinem Grandet: Seine Augen erglänzten in jenem Ausdruck mit Gier gepaarter Ruhe, den der Volksglaube den Basilisken zuspricht. Er war immer mit der gleichen Kleidung angetan. Er lügt, ist lieblos und grausam gegen seine nächsten Angehörigen, so ist ihm das Hinsiechen und der Tod seiner Frau gleichgültig, er sperrt seine Tochter, weil sie Goldmünzen verschenkt hat, wochenlang bei Wasser und Brot ein. „Er war glücklich, weil er mit den Empfindungen seiner Tochter Spekulation treiben konnte." Dem Neffen den Tod seines Vaters mitzuteilen, hält er für eine Kleinigkeit, aber ihm den Verlust seines Vermögens beizubringen, für eine Aufgabe, vor der er zurückschreckt. Er liebkoste sein Geld. Stundenlang sass er da und hielt die Augen unausgesetzt auf das blanke Metall geheftet. Er verstand zu stottern und Schwerhörigkeit vorzutäuschen, um im Gespräch die Ansicht der anderen herauszulocken und sie zu überlisten. In den letzten Jahren war der Wunsch nach dem Anblick des Goldes zur „Monomanie" geworden. Vom frühen Morgen bis zum Abend liess er sich zwischen dem Kamin seines Zimmers und der Tür seines Geldschranks hin- und herfahren.

Dem Harpagon Molières ist das Schicksal seiner Kinder völlig gleichgültig, wenn er nur keine Mitgift zu zahlen braucht. Für Geld gibt er sein eigenes Blut hin. Er ist der unmenschlichste, zäheste, böseste Mensch der Welt. Es gibt keinen Dienst, der seine Dankbarkeit so weit brächte, die Hand aufzutun. Er lügt, heuchelt und treibt schlimmsten Wucher. Er verschliesst alles und steht Tag und Nacht Wache.

Wer die meisterhafte Darstellung Pallenbergs gesehen hat, weiss wie sehr sich in dem Wesen dieses Geizigen neben Geldgier, der Habsucht, dem Mangel aller menschenfreundlichen Gefühle das Misstrauen verkörpert. Ein beachtenswerter Zug ist es auch, dass er sich trotz seines starken Misstrauens übertölpeln und hinter das Licht führen lässt.

Von dem Dickensschen [2]) Geizhals Scrooge heisst es: „O, er war ein wahrer Blutsauger, der Scrooge! ein gieriger, zusammenscharrender, festhaltender, geiziger alter Sünder, hart und scharf wie ein Kiesel, aus dem noch kein Stahl einen warmen Funken geschlagen hat, verschlossen und selbstbegnügt und für sich wie eine Auster. Die Kälte in seinem Herzen machte seine alten Züge erstarren, seine spitze Nase noch spitzer . . . Er schleppte seine eigene niedere Temperatur immer mit sich herum . . . Keine Wärme konnte ihn wärmen . . . allein seinen Weg durch die gedrängten Pfade des Lebens zu gehen, jedem menschlichen Gefühl zu sagen: bleib mir fern, das war das, was Scrooge gefiel."

Hier ist die plötzliche Verwandlung des Geizhalses in einen freigebigen Wohltäter unter dem Einfluss von Sinnestäuschungen das Ungewöhnliche — eine Erscheinung, die wir nur bei Seelenkranken kennen, und auf die ich zurückkommen werde.

In seinem „Nikolas Nickelby" stellt Dickens zwei Geizhälse einander gegenüber, die sich an Hartherzigkeit und Grausamkeit überbieten. Beide sind Wucherer und Halsabschneider der schlimmsten Sorte. Ralph Nickelby, „der gestählt war wider

[1]) Eugenie Grandet, Deutsch von Brieger, Berlin 1905.

[2]) Der Weihnachtsabend. Eine Geistergeschichte. Deutsch von Seybt, Recl. Bibliothek.

den Anblick des grässlichsten Elends, das Flehen der hilflosesten Bedrängnis," verleitet zum Meineid und zur Engelmacherei, verkuppelt für Geld seine eigene Nichte. Sein Geiz wird nur noch von seinem Menschenhass übertroffen. Es ist für uns bemerkenswert, dass der Dichter ihn durch Selbstmord enden lässt.

Bei dem geistig tief unter ihm stehenden Arthur Gride sind die Charakterzüge des Geizigen noch schärfer ausgeprägt. Er ist ein eingeschrumpfter, ausgemergelter, verknöcherter Greis. „Auf seinem Gesicht stach am meisten sein Lauerblick hervor, welcher List, Liederlichkeit, Verschlagenheit und Geiz verkündete." Seine Kleider kamen vom Pfandleiher. Er wohnt in einem öden, morschen, finsteren Hause, jedes Gemach ist düster und stumm. An den traurigen Wänden stehen alte Stühle und wacklige Tische, dürre Schränke „schmächtig und hohlwangig geworden vom Wachen über den Schätzen in ihrem Innern." Sein Geschäftsbuch ist seine einzige Bibliothek, für ihn eins der unterhaltendsten Bücher, die jemals geschrieben worden sind. Seine durch Wucher und Betrug erworbenen Schätze sind in keinem Versteck sicher genug aufbewahrt, so sehr beherrscht ihn die Furcht vor Dieben. Sein einziger Dienstbote ist das Abbild von ihm „eine kleine, dünne, triefäugige, abstossend hässliche alte Frau." Er weiss, dass sie eine Hexe ist, aber sie hat zwei Eigenschaften, die sie ihm wertvoll machen: sie geniesst sehr wenig, und sie ist taub, so dass sie ihn nicht behorchen kann. Dieser Geizige ist zugleich ein Lüstling, er zwingt den Vater eines hübschen 19 jährigen Mädchens, den er in seinen Wuchererklauen hat, ihm die Tochter zu verkuppeln.

Gogols[1]) Pluschkin bietet fast bis in die kleinsten Züge dasselbe Bild mit der Besonderheit, dass sich das Laster erst im hohen Alter entwickelt. Allerdings waren die Keime: Sparsamkeit, Nüchternheit und schwache Ausbildung aller Gemütskräfte schon früher vorhanden. Aber der Geiz in seiner abschreckenden Form und seiner ganzen Nacktheit entstand erst im höheren Alter, nachdem ihm die Frau gestorben war und die Kinder ihn verlassen hatten, so dass er der einzige Hüter seines Reichtums war. Das Alleinleben nährte seinen Geiz, der „wie bekannt den Wolfshunger hat und umso unersättlicher wird, je mehr er verschlingt". Die Darstellung der äusseren Erscheinung, des Gesichtsausdrucks, der Wohnung, der Lebensweise, des Charakters verdient im Original nachgelesen zu werden.

Das von de Coster[2]) in der „Hochzeitsreise" entworfene Bild weicht in mehreren Punkten von dem gewöhnlichen ab, zunächst dadurch, dass es sich um eine Frau handelt. Ferner fehlt ihr zwar das Mitempfinden für die Menschheit gänzlich, aber sie ist durchaus nicht jedes Gefühles bar, wird vielmehr von einer starken Liebe zu ihrer Tochter beherrscht. „Sie liebte ihre Tochter mit eifersüchtiger Liebe, aber fast ebenso leidenschaftlich hing ihr Herz an der Goldkiste, die im Schlafzimmer am Fussboden festgeschraubt war." Sie schreckt in ihrem Geiz und Hass vor keinem Verbrechen zurück. Ungewöhnlich ist in dieser Schilderung auch die starke Betonung der Eitelkeit und die plötzliche Umwandlung des Geizes in Verschwendung infolge der Eitelkeit und Grossmannssucht, die sie verleitet, sich Adelspatent und Wappen zu erkaufen usw. Wir finden etwas ähnliches bei Geisteskranken und werden darauf zurückkommen.

Noch weiter von dem echten Typus entfernt sich der Geizhals, den uns George Elliot in ihrem Silas Marner (der Leineweber von Ravelarn, Deutsch von Augspurg, Reclams Univ.-Bibl.) vorführt. Der Geiz bildet hier eine erworbene und vorübergehende Charakterveränderung, erzeugt und wieder verdrängt durch Erlebnisse, die

---

[1]) Tote Seelen. Deutsch von Loebenstein.

[2]) Die Hochzeitsreise. Uebertragung von Ritter. Verlag Borngräber, Berlin 1916. (Das Original ist 1870 erschienen.)

die Seele von Grund aus aufwühlen. Aber gerade das ist das Ungewöhnliche, dass Marner eine starke Empfänglichkeit für Gemütseindrücke, ein reiches Seelenleben besitzt; er ist eine sittlich hochstehende Persönlichkeit, bei der diese Anlage nur solange zurücktritt, als er unter dem Banne der Geldgier steht.

Wenn diese Seelenschilderung sich darin stark von der Wirklichkeit entfernt, so wird uns doch gerade die Pathologie zeigen, dass etwas Derartiges auf krankhafter Grundlage vorkommt, und so spricht es für das tiefe Verständnis der Verfasserin, dass sie Marner ganz deutlich als Psychopathen kennzeichnet, der an Krampfanfällen und Sinnestäuschungen leidet.

A. Moll hat mich nachträglich noch auf zwei Abhandlungen, die eine von Alibert in der „Physiologie des Passions", die andere von Boigey (L'avarice. Paris 1914) aufmerksam gemacht, die ich nicht mehr verwerten konnte.

Von den wissenschaftlichen Schilderungen schliesst sich die von Burr hier am nächsten an, da sie sich auf unsichere, jedenfalls zum Teil legendenhafte Aufzeichnungen und nicht auf eigene Beobachtungen stützt. Dieser Schriftsteller spricht von der Erblichkeit des Geizes und bezieht sich dabei auf die Lebensgeschichte des Daniel Dancer, der ebenso wie sein Grossvater, Vater und alle Geschwister von diesem Laster befallen war. Er gibt eine ausführliche Beschreibung von dem Charakter und der Lebensführung dieser und anderer Geizhälse, die während des 18. Jahrhunderts in England lebten. Fast überall ist es dieselbe Sucht, Schätze zu sammeln, das Vermögen durch Aufspeichern und Zusammenraffen von allem, was auch nur den geringsten Wert hat (Knochen, Lumpen, Knöpfe usw.) und durch äusserste Beschränkung aller Ausgaben für Ernährung, Wohnung, Kleidung sowie Vermeidung jeder Wohltätigkeit zu vermehren, statt es in gewinnbringender Weise anzulegen. Es ist die blosse Freude am Besitz des toten Goldes, ohne dass es zum Erlangen von Lust und Macht verwendet wird. Der Mangel an Menschenliebe, an dem natürlichen Gefühl der Liebe zum eigenen Fleisch und Blut kehrt fast überall wieder. Burr ist der Ansicht, dass auch Menschen von hoher Geisteskraft dem Geize verfallen können, bringt aber keine überzeugenden Beweise dafür. Er macht auch einige Bemerkungen über die Beziehungen dieser Charakteranlage zur Geistesstörung und betont besonders, dass sie weder zu dieser führen müsse, noch selbst als Geisteskrankheit aufzufassen sei. Er vertritt die Anschauung oder gibt ihr wenigstens beiläufig Ausdruck, dass der Geiz in das Grenzgebiet der Seelenstörungen gehöre. Und dass er damit das Richtige trifft, wird uns die weitere Beobachtung lehren.

In den von ihm verwerteten Fällen handelt es sich durchweg um alte Männer, er betont auch, dass Jugendformen ihm kaum bekannt seien und hebt die im Widerspruch zu den Erfahrungen der Gesundheitslehre stehende Tatsache hervor, dass diese im Schmutz und in der äussersten Dürftigkeit lebenden Personen meist ein sehr hohes Alter erreichen.

De Fursac leitet seine Abhandlung über den Geiz zwar mit dem vielversprechenden Vorsatz ein, dass er an die Frage als Arzt und Kliniker herantreten wolle, bietet dann aber doch nur Betrachtungen, die sich mit der Psychologie des Geizigen beschäftigen und die Pathologie nur streifen. Die seelische Eigenart sei durch Unvollkommenheiten und Mängel der Entwicklung gekennzeichnet. Der meist guten Beobachtungsgabe und dem vortrefflichen Gedächtnis steht der Mangel an Phantasie, an Urteilskraft, Selbstkritik und die enge Begrenztheit der Interessen gegenüber. Dementsprechend fehlt auch jede höhere Leistung auf dem Gebiet der Wissenschaft und Kunst und selbst auf dem des Handels. Fursac spricht dem Geizhals durchweg die Fähigkeit der erspriesslichen Vermögensverwaltung ab. Die Gefühllosigkeit, der Mangel aller menschenfreundlichen Regungen wird auch von diesem Forscher betont. Die starke Eigenliebe arte sogar hier und da in Eitelkeit aus. Auffallend selten führe aber der Geiz zu straffälligen Handlungen.

Weit wissenschaftlicher ist ein zweiter Aufsatz Fursacs [1]), in welchem er an der Hand zahlreicher Beobachtungen den Beweis führt, dass die Erblichkeit bei diesem Laster eine grosse Rolle spielt, so dass es dadurch in eine Linie mit den psychopathischen Zuständen und Seelenstörungen tritt. In 18 Fällen hat er Erblichkeit feststellen können. Oft handelt es sich um direkte Vererbung; das kam 13mal in 8 Familien vor. Von 31 Geizigen einer Familie hatten nur 8 Kinder, und von diesen waren 5 von diesem Laster befallen.

Bemerkenswert ist noch die Angabe de Fursacs, dass wenn der Geiz gemeiniglich auch erst im höheren Alter zur vollen Entwicklung komme, die Grundzüge des Charakters: der Mangel an Einbildungskraft, an geistiger Regsamkeit und Tatkraft, der Spartrieb usw. doch schon in der Jugend vorhanden seien.

Ein paar flüchtige Bemerkungen zu dieser Frage macht Gross in seiner Kriminalpsychologie (Graz 1898). Merkwürdigerweise ist es mehr die Knauserei und Knickerei der Frauen, mit der er sich beschäftigt, mit dem törichten Feilschen der Frauen beim Einkaufen usw. Das hat aber mit dem Geiz im engeren Sinne des Wortes kaum etwas zu tun, da die Frau in dem bürgerlichen Haushalt gerade auf das Sparen im kleinen angewiesen ist; das anerkennt auch Gross selbst, indem er hinzufügt, dass das Charakteristische des Geizes im Zusammenscharren des Geldes, in der Sucht, darin zu wühlen und sich seines Anblicks zu freuen, beruhe.

An einer anderen Stelle führt er aus, wie sich erst beim Greise aus der Sparsamkeit der Jugend Geiz und Habsucht entwickeln; er versucht das auch zu begründen. Es sind aber im ganzen nur dürftige Hinweise, die er bietet.

---

[1]) L'Hérédité dans l'Avarice. Journ. de Psychologie, 1909, Nr. 1.

Pelmann, der die Frage in seinen „Psychischen Grenzzuständen" streift, bringt kaum etwas Neues.

G. Simmel[1]) stellt in seiner philosophischen Abhandlung über das Wesen des Geldes auch einige für uns beachtenswerte Betrachtungen an über den Geiz und seine Abarten. „Der Geiz ist eine Gestaltung des Willens zur Macht . . . . und zwar so, dass die Macht wirklich nur Macht bleibt und sich nicht in ihre Ausübungen und deren Genuss umsetzt. Dies ist ein wichtiges Erklärungsmoment für den Geiz des hohen Lebensalters. Dazu kommt, „dass im Alter einerseits die sinnlichen Seiten des Lebens ihren Reiz . . . verlieren, andererseits die Ideale durch Enttäuschungen und Mangel an Schwung ihre erregende Kraft einbüssen."

Der irrenärztlichen Literatur ist etwas Wesentliches nicht zu entnehmen, wenn wir davon absehen, dass in der Darstellung, welche sich auf die einzelnen Erscheinungen der Seelenstörungen bezieht, hier und da, besonders bei der Melancholie, auch die Charakterveränderung des Geizes erwähnt wird.

Wenn ich nun zu meinen eigenen Beobachtungen übergehe und sie mit den hier zusammengefassten Darstellungen und Erfahrungen der Literatur vergleiche, komme ich zu folgendem Ergebnis:

Die Frage ist besonders dadurch eine sehr schwierige, dass es an einer scharfen und klaren Bestimmung des Begriffes fehlt, dass die Bezeichnung geizig, Geizhals, in einem sehr wechselnden Sinne gebraucht, dass die Grenze zwischen dem Physiologischen und Pathologischen, ja selbst zwischen der Tugend und dem Laster eine fliessende ist. Mancher ist geneigt von Geiz zu sprechen da, wo ein anderer nur die Aeusserungen der Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und weisen Vermögensverwaltung vor sich zu haben glaubt. Wenn ein reicher Mann so lebt, wie es bei dem Vermögenslosen oder auf karge Mittel Angewiesenen erforderlich ist, so braucht das noch nicht Geiz zu sein. Es kann sich um äusserste Bedürfnislosigkeit handeln, oder es können religiöse Grundsätze dahinter stecken usw. Zu dem Begriff des Geizes gehört unbedingt der Mangel aller der Empfindungen, die das Wesen der Nächstenliebe und Wohltätigkeit ausmachen. Es darf sich nicht nur um die Vernachlässigung der eigenen Person, den Verzicht auf jede über das Notwendige hinausgehende Aufwendung für sich und die nächste Familie handeln, sondern es muss der Mangel jeglicher Verwendung des Besitzes zur Linderung der Not anderer, zur Unterstützung und Beglückung der Menschen kommen.

Folgende Begriffsbestimmung scheint mir den Tatsachen am ehesten gerecht zu werden: Geiz ist das sinnlose Jagen nach Geld und

[1]) Philosophie des Geldes. Leipzig, 1900.

besonders das sinnlose Haften am Geld, sowie die sinnlose Vermeidung bzw. Einschränkung der für den Lebensunterhalt der eigenen Person, der Familie und für das Wohl der Menschheit erforderlichen Ausgaben. Freilich enthält das Beiwort sinnlos etwas Subjektives, und damit erkennen wir an, dass unsere Begriffsbestimmung nicht alle Schwierigkeiten umgeht. Dazu kommt noch ein anderer Umstand. Es wird vielfach die Bezeichnung Geiz auch auf Menschen angewandt, die ihren Besitz wohl sich selbst zugute kommen lassen, sogar in diesem Sinne Geld verprassen, während ihre Engherzigkeit und Knauserei nur anderen gegenüber zur Geltung kommt. Es scheint mir mindestens zweifelhaft, ob wir da die Berechtigung haben, von Geiz zu sprechen. Oder wir müssten anerkennen, dass es einen Geiz im weiteren und engeren Sinne des Wortes gibt, dass ausser dem typischen Geizhals verschiedene davon abweichende Formen vorkommen. Ferner hat mich das, was ich selbst beobachtete, noch zu einer anderen Feststellung geführt, die sich nicht mit der geläufigen Anschauung deckt. Zum Geiz gehört nicht unbedingt der reiche Besitz, nicht das Wühlen im Golde; die gleiche Erscheinung kann auch bei Personen vorkommen, die nur ein ausreichendes oder selbst bescheidenes Vermögen besitzen, aber sich dabei eine Beschränkung auferlegen, wie sie der äussersten Armut entspricht.

Endlich führt uns die ärztliche Erfahrung noch eine Tatsache vor Augen, die der nicht-wissenschaftlichen Literatur fast ganz entgangen ist: dass der Geiz nicht immer eine dauerhafte, unwandelbare Eigenschaft ist, sondern als *vorübergehende* Störung auftreten, ja geradezu mit Verschwendungssucht abwechseln kann.

Halten wir uns nun weiter streng an die wirkliche Erfahrung, so weicht sie von der schöngeistigen und romanhaften Darstellung noch in mehreren Punkten ab. Schon die einseitige Betonung des männlichen Geschlechts der Geizhälse steht mit der tatsächlichen Erfahrung nicht im Einklang. Nach den eigenen Beobachtungen sind vielmehr Männer und Frauen gleichmässig betroffen, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass die Störung bei dem Manne, als dem Erwerber und Verwalter des Vermögens, deutlicher in die Erscheinung tritt. Auch in bezug auf das *Alter* kommt die tatsächliche Beobachtung zu einem von den bei den Dichtern herrschenden Anschauungen abweichenden Ergebnis. Es trifft freilich zu, dass das vollkommene Bild, wie es uns der Literatur-Geizhals zeigt, fast immer erst im höheren Alter zum Vorschein kommt, schon weil es die volle Verfügung über den Besitz zur Voraussetzung hat. Dazu kommt, dass der Geiz häufig eine Charakterveränderung von fortschreitender Entwicklung bildet, so dass die Züge mit dem wachsenden Alter immer schärfer hervortreten. Auch das Erkalten anderer Leidenschaften

im höheren Alter fällt dabei ins Gewicht, wie das auch Simmel betont hat. Schliesslich spielt noch der Umstand eine Rolle, dass diese Erscheinung oder wenigstens eine Abart derselben zu den krankhaften Rückbildungsäusserungen des Greisenalters gehören kann. Wenn wir von diesen Einschränkungen absehen, handelt es sich um eine Ausartung, die meist angeboren ist und in jedem Alter ans Licht treten kann. So habe ich festgestellt, dass die verbreitetste Form dieser Charakterveränderung, die psychopathische, zuweilen schon in früher Kindheit in ihren ersten Anfängen zu erkennen ist. In einem Falle schwerer Hysterie sträubte sich das Mädchen schon im Alter von 8—12 Jahren mit aller Macht dagegen, wenn ein neues Kleid für es angeschafft werden sollte, ohne dass es sich um die sog. Kleiderfurcht gehandelt hätte, denn es nahm gern und ohne Bedenken die ihm von Anderen geschenkten Kleidungsstücke. In allen Stufen der Entwicklung und bis ins Alter hinein blieb hier der Geiz ein vorherrschender Wesenszug.

In einem anderen Falle machte sich die Störung den Geschwistern und Gespielen gegenüber bereits in früher Kindheit in dem Maße geltend, dass sie den Eltern schon als etwas Ungewöhnliches auffiel und in Verbindung mit anderen Erscheinungen dazu führte, dass ich um Rat gefragt würde. Ich habe die Dame nach etwa 25 Jahren wieder zu beobachten Gelegenheit gehabt und dabei festgestellt, dass der Geiz sich weiter entwickelt und zu bedenklichen Aeusserungen geführt hatte. Es kommt aber auch vor, dass die sich in der Kindheit zeigenden Ansätze später nicht zur vollen Ausbildung gelangen.

Wenn wir uns nun der Pathologie der Störung mit dem Versuch der Einordnung in bekannte Krankheitsgruppen zuwenden, so ist es bekannt, dass sie zu den Zeichen der Geisteskrankheiten gehören kann. So ist es nicht ungewöhnlich, dass sich die Melancholie mit Verarmungsfurcht und einer dieser entsprechenden Vermeidung jeder Geldausgabe, Verweigerung jeder Neuanschaffung verbindet, einem Verhalten, das das äussere Gepräge des Geizes hat. Sogar der Nahrungsverweigerung der Melancholie kann der Geiz zugrunde liegen. Aber es lehrt schon dieses Beispiel, dass wir es doch hier mit einer von dem oben entworfenen Bilde des Literatur-Geizhalses wesentlich abweichenden Form zu tun haben, indem diese eine Eigenschaft bei der Gesamtveränderung, welche die geistige Persönlichkeit erfährt, ihre charakteristischen, scharf ausgeprägten Züge verliert. Durch die Angst, den Lebensüberdruss, die Nahrungsverweigerung aus selbstmörderischer Absicht usw., werden sie mehr oder weniger verwischt.

Immerhin lässt gerade die Melancholie bzw. das manisch-depressive Irresein öfters das schon erwähnte eigenartige Abwechseln von Geiz und Verschwendungssucht zur Entwicklung kommen, indem der erstere

nur in der melancholischen Zeitspanne besteht und sich beim Uebergang in die manische unmittelbar — von einem Tage zum anderen — in die letztere verwandeln kann.

Bei den chronischen Formen der Paranoia (Verrücktheit) kann auch der Geiz zu den krankhaften Merkmalen gehören. Aber es gilt hier noch mehr als bei der Melancholie, dass die Gesamtveränderung, welche das Geistesleben und -Wesen erfährt, eine so erhebliche und umfassende Umgestaltung der Lebensführung bewirkt, dass die Aeusserungen einer bestimmten seelischen Eigenschaft nicht deutlich genug hervortreten. Dazu kommt, dass das Anstaltsleben nicht dazu angetan ist, die Erscheinung des Geizes ans Licht zu ziehen. Nur in den seltenen Fällen, in denen Geisteskranke dieser und verwandter Art in der Freiheit, d. h. ausserhalb der Anstalt leben, kann sich das Symptom deutlich zur Schau stellen. Aus eigener Erfahrung kann ich über einen Fall dieser Art berichten, in dem einerseits ein dauernder Verfolgungswahn in regelrechter Ausbildung bestand, andererseits im Wesen und Gebaren die Merkmale des Geizes hervortraten. Immerhin wurde auch hier das Bild durch die Geisteskrankheit getrübt, indem die durch den Wahn bedingte feindselige Stimmung gegen die Menschheit und die Abkehr von ihr es an sich schon verständlich machte, dass von dem reichen Besitz des Mannes auch nicht das Geringste den anderen zugute kam. Ich kenne einen weiteren Fall ähnlicher Art, in welchem das Zusammenraffen und Aufstapeln wertloser Gegenstände verbunden mit der Vernachlässigung der eigenen Person in bezug auf Kleidung, Ernährung, Reinlichkeit usw. durchaus dem Wesen des Geizes entsprach, aber es lag ein so hoher Grad von Geistesschwäche vor, dass die seelische Grundlage des geschilderten Verhaltens nicht sicher ermittelt werden konnte.

Derartige Aeusserungen des geistigen Verfalles gehören zu den gewöhnlichen Zeichen der Paralyse und der verschiedenen Formen der Altersverblödung, und es geht nicht an, sie wegen der Wesensverwandtschaft auf den Geiz als Grundursache zurückzuführen.

Ich erinnere mich ferner an einen Fall von „originärer, degenerativer Psychose“ (Entartungsirresein), den ich nicht bestimmt unterbringen konnte, aber geneigt war, zur Paranoia zu rechnen, in welchem die Erscheinung des Geizes in durchaus ungewöhnlicher Weise ausgebildet war. Die Dame, die über Millionen verfügte, hatte eine mit kostbaren Gemälden ausgestattete Wohnung, lebte aber selbst in einem Hinterzimmer, das von Schmutz starrte, in dürftigster Kleidung, bei kärglichster Nahrung, sträubte sich, für Notleidende die kleinste Summe zu opfern usw. Andererseits trug sie kein Bedenken, kostspielige Kuren anzuwenden. Sie vermachte aus Hass gegen die nächsten Angehörigen ihr ganzes Vermögen der Kirche.

Ein derartig widerspruchsvolles Verhalten hat bei den krankhaften Seelenzuständen für den Eingeweihten nichts Ueberraschendes. Die

Klassiker der Literatur können bei der in allen wesentlichen Punkten herrschenden Uebereinstimmung des von ihnen entworfenen Bildes ihre Beobachtungen nicht an Geisteskranken gemacht haben. Der echte Geizhals muss also in eine andere Klasse gehören.

Handelt es sich hier überhaupt um etwas Krankhaftes? Damit kommen wir zu dem Kern der ganzen Frage. Und ich halte mich für berechtigt, sie mit einem Ja zu beantworten. Würde ich meine Erfahrungen nur als Arzt gesammelt haben, so hätte ich freilich nicht die Berechtigung, hier ein entscheidendes Wort zu sprechen, denn das ärztliche Wirken erstreckt sich naturgemäss auf das Krankhafte. Dadurch, dass meine Aufmerksamkeit aber sehr früh auf diese Dinge gelenkt worden ist, habe ich überall, wo mir im Gesellschaftsleben Gelegenheit geboten wurde, der Erscheinung des Geizes nachgeforscht und dadurch eine viel breitere Erfahrung gewonnen, als sie dem Arzt, besonders dem Nervenarzt, sonst zu Gebote steht. Wenn ich nun von dem Vorkommen dieser Charakterveränderung bei den Geisteskrankheiten im engeren Sinne des Wortes, wie es oben gekennzeichnet ist, absehe, so kann ich als das Ergebnis meiner Beobachtungen den Satz aufstellen, dass der Geiz in seiner vollkommenen Ausbildung nur oder fast ausschliesslich bei Psychopathen vorkommt, dass er in die Gruppe der psychopathischen Zustände gehört. Ich habe das (s. o.) schon im Jahre 1898 ausgesprochen, und es sind dann andere, die sich mit der Frage beschäftigt haben, wie de Fursac und Burr (s. o.) im wesentlichen zu derselben Feststellung gelangt. Die Hauptstütze für diese Lehre bildet die Erfahrung, dass bei der überwiegenden Mehrzahl der Geizhälse andere Erscheinungen zutage treten, die zu den Aeusserungen der „psychopathischen Konstitutionen“ gehören. So lag in zweien meiner Fälle eine schwere degenerative Hysterie vor, in einem anderen Zwangsvorstellungen, Agoraphobie und Anthropophobie, in einem vierten Tic und Stottern, in dem nächsten waren das Misstrauen, die Angst vor Dieben, Spitzeln und anderweitigen Verfolgern bis zu dem Grade ausgebildet, dass man von einem paranoiden Zustand sprechen konnte. Oefters scheint eine dauernde Verarmungsfurcht, die nicht den Charakter des Wahnes, sondern den der Phobie hat, zugrunde zu liegen. Die Vorsorge für die Zukunft, auf der die Sparsamkeit beruht, ist also hier bis zum Aeussersten gesteigert.

Ein weiterer Fall ist zu meiner Kenntnis gelangt, in welchem sich, nachdem viele Jahre lang der Geiz die einzige auffällige Erscheinung gewesen, sich im Greisenalter eine Geistesstörung von nicht ganz aufgeklärtem Charakter entwickelte.

Dazu kommen nun noch andere Gesichtspunkte. Und zwar die Erblichkeit oder das familiäre Auftreten dieses Seelenzustandes, wie es besonders durch Fursac nachgewiesen worden ist und von mir be-

stätigt werden kann. In einer Familie hatte es sich von der Mutter auf ihre beiden Söhne vererbt, während die Töchter nicht betroffen waren. In einer anderen waren zwei Brüder Geizhälse und ausgesprochene Sonderlinge. Ferner habe ich mehrfach bei den Familienangehörigen der Geizigen — in der aufsteigenden, absteigenden oder in den Seitenlinien — krankhafte Nerven- und Seelenzustände nachweisen können und zwar Psychasthenie, Hysterie, Epilepsie und Geisteskrankheiten.

Auch das Geschlechtsleben der Geizhälse scheint oft ein regelwidriges zu sein. Für die von Freud[1]) angenommenen Beziehungen des Geizes zur „Analerotik“ habe ich freilich keine Anhaltspunkte gefunden. Aber ich habe aus der Häufigkeit des Zölibats, der Kinderlosigkeit oder Kinderarmut in der Ehe den Eindruck gewonnen, dass im Geschlechtsleben der Geizigen häufig etwas nicht in Ordnung ist. Auch eine Bemerkung Balzacs ist vielleicht in diesem Sinne zu verwerten. Er sagt von seinem Grandet, dass sein „Mitleid etwas Hässliches, Fürchterliches in sich schloss, das grausame Mitgefühl des Geizhalses, das im innersten Herzen tausend geheime, abstossende Freuden erweckt“.

Die Kinderlosigkeit und Kinderarmut braucht allerdings durchaus nichts mit dem Geschlechtsleben zu tun zu haben, sondern es kann auch da der Geiz eine ursächliche Rolle spielen und zwar einmal als Furcht vor den Kosten, welche die Ernährung und Versorgung der Kinder erfordert, ausserdem dadurch, dass das ganze Denken und Fühlen in dem Maße von dem Gelderwerb beherrscht wird, dass für das Liebesleben nichts mehr übrig bleibt. Gerade diese Ueberwertigkeit der einen Vorstellung, die Einengung des Geisteslebens auf den einen Punkt weist gebieterisch auf die psychopathische Grundnatur.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass ich eine Familie kenne, in der ein Teil der Mitglieder dem Geiz in mehr oder weniger ausgesprochener Weise huldigten, während andere Sammler im guten Sinne des Wortes waren, d. h. Bilder oder kunstgewerbliche Gegenstände mit Leidenschaft zu erwerben suchten, ohne dass diese Neigung einen krankhaften Charakter hatte. Aber es dürfte sich doch verlohnen, den Seelenzustand dieser Sammler eingehender zu erforschen. Simmel spricht von der „psychopathisch sehr merkwürdigen Sammelsucht jener Persönlichkeiten, die das Volk den Hamstern vergleiche: Menschen, die kostbare Sammlungen jeglicher Art aufspeichern, ohne von den Gegenständen selbst einen Genuss zu erzielen, ja oft sogar, ohne sich überhaupt noch weiter um sie zu kümmern.“ Ich habe durchaus den Eindruck gewonnen, dass es ausser dem der Liebe zur Kunst entstammenden und ausser der den Irrenärzten bekannten Form des sinnlosen Sammeltriebes (der sich auf wertlose Gegenstände erstreckt) eine Zwischenform gibt, bei der das Sammeln,

[1]) Charakter und Analerotik. Sammlung kleiner Schriften zur Neurosenlehre II. Folge, Wien, 1912.

wenn es auch den äusseren Anschein einer Kunstliebhaberei hat, doch eine psychopathische Grundlage und geradezu zwangsmässigen Charakter hat.

Wenn ich in diesen Ausführungen den echten Geizhals in die Reihe der Psychopathen gebracht habe, so muss ich doch noch darauf hinweisen, dass ausser den schweren, ausgeprägten allerhand unvollkommene und verwaschene Formen vorkommen, in denen der Geiz sich nur auf gewissen Gebieten oder in ganz regelwidriger, widerspruchsvoller Weise äussert oder auch nur zeitweilig zutage tritt, wie das bei dem Wesen der Psychopathie ohne weiteres verständlich ist. Ja, ich kann nach meinen Erfahrungen nicht bezweifeln, dass gerade diese leichten, weniger schroffen, weniger zähen und weniger tief eingreifenden Formen des Geizes die verbreitetsten sind, und trage natürlich Bedenken, auch diese schon ohne weiteres dem Krankheitsgebiet zuzuweisen.

Ich kann meine Betrachtungen dahin zusammenfassen: Der Geizhals der dramatischen und Romanliteratur kommt im wirklichen Leben vor, bildet aber eine seltene Erscheinung; auch ist es nicht zu verkennen, dass das Bild von den Dichtern und Schriftstellern oft noch phantastisch ausgestaltet ist, und dass die Züge vergröbert sind.

Wenn auch der Geiz in seiner schwächeren Ausbildung nicht notwendig etwas Krankhaftes darstellt, handelt es sich doch bei den vollentwickelten Formen um einen pathologischen Seelenzustand.

Und zwar sind es einmal die Geisteskrankheiten, besonders die Melancholie, die chronische Paranoia und degenerative Psychosen verwandter Natur, ferner das senile Irresein, die diese Charakterveränderung erzeugen können. Unter diesen Verhältnissen verliert die Erscheinung meist ihre scharf geschnittenen Züge, sie wird durch die anderweitigen Störungen des Seelenlebens verschleiert und verwischt. In der grossen Mehrzahl der Fälle bildet der Geiz eine Aeusserung der psychopathischen Konstitution. Dafür zeugen die Begleiterscheinungen, die gesamte seelische Beschaffenheit und die Erblichkeit im weitesten Sinne des Wortes. Die Charakterveränderung ist also meist eine angeborene, wenn es auch in der Natur der Sache liegt, dass nicht die ersten Keime, sondern erst das fertige, ausgereifte Gebilde deutlich in die Erscheinung tritt. Das trifft um so mehr zu, als es sich oft um einen Seelenzustand von fortschreitender Entwicklung handelt und als das höhere und besonders das Greisenalter Bedingungen schafft, durch welche er in ein helleres Licht gerückt wird.

Ueber das Geschlechtsleben der Geizhälse wissen wir nichts Sicheres, doch deutet manche Erfahrung darauf hin, dass auch in dieser Beziehung Regelwidrigkeiten häufig vorkommen.

Die Beziehungen des Geizes zu den verschiedenen Formen des Sammeltriebes bedürfen der weiteren Klarstellung.

Wetter-Erinnerungen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Gedächtnisfehler.

Von Dr. **R. Hennig,** z. Zt. Libau.

In den nachfolgenden Zeilen sei es mir gestattet, zu dem bereits recht reichhaltigen Kapitel der Gedächtnisfehler einen neuen Beitrag von etwas absonderlicher Art zu liefern. Das betreffende Thema ist bisher sicherlich noch nirgends bearbeitet worden, verdient aber die Aufmerksamkeit der psychologischen Wissenschaft in besonders hohem Maße, weil es sich nicht um einen interessanten Einzelfall handelt, sondern um eine Probe der Massenpsychologie, um einen Fall von Erinnerungstäuschung, dem die grosse Mehrheit der Menschen in hohem Grade während des ganzen Lebens unterliegt, ohne sich jemals des Irrtums bewusst zu werden oder auch nur bislang darauf aufmerksam gemacht zu sein. Ich bin sogar überzeugt, dass bei vielen Personen, denen die nachstehenden Zeilen zu Gesicht kommen, der Irrtum auch durch die Lektüre noch keineswegs ausgerottet wird, da er zweifellos im allgemeinen Vorstellungsleben ausserordentlich fest verankert ist.

Es handelt sich um folgendes. Man hört im deutschen Vaterlande ungemein häufig erwachsene Leute, zumal Personen in vorgerücktem Alter, die Behauptung aussprechen, dass vor einer gewissen Anzahl von Jahrzehnten, in ihrer Jugendzeit, die Witterung ihres Heimatortes ganz anders gewesen sei, als sie es heutzutage ist. Wenn einmal längere Zeit hindurch im Winter trübes, weiches, zu Regen und Schlamm neigendes Wetter herrscht oder wenn im Sommer, vielleicht gar genau in der sommerlichen Ferien- und Reisezeit, Wochen hindurch unfreundliches, kaltes, regnerisches und windiges Wetter die Freuden der warmen Jahreszeit empfindlich beeinträchtigt, so vernimmt man mit hoher Regelmässigkeit in einer Häufigkeit, die mit der Länge der Epoche schlechten Wetters proportional wächst, Stimmen, die besagen, dass früher, „als ich noch jung war“, die Winter sowohl wie die Sommer eine ganz andere Witterung aufzuweisen hatten, dass die Winter „regelmässig“ viel kälter und schneereicher, die Sommer hingegen ungleich häufiger als gegenwärtig warm und sonnig gewesen seien. Zweifellos werden zahlreiche Leser, soweit sie noch in demselben Ort verweilen, in dem sie ihre Jugendzeit verbrachten, aus ihrer eigenen Erfahrung heraus geneigt sein, diese Behauptung in ehrlicher Ueberzeugung zu unterschreiben. Es ist bisher niemandem eingefallen, diese Behauptung anzuzweifeln. Da man immer wieder auf sie trifft, ist man sogar allgemein von ihrer Richtigkeit überzeugt, und bei Laien pflegt dann meist die Schlussfolgerung und Erklärung nicht mehr fern zu sein, dass „die Erdachse sich verschoben haben müsse“

Im Laufe der Jahre fiel es mir nun auf, dass die Angabe, früher seien die Winter strenger gewesen als heut, mit „Tatsachen“ belegt wurden, die nach meinen persönlichen Erinnerungen einwandfrei unzutreffend erzählt wurden. Es kam immer häufiger mit zum Teil geradezu überraschender Deutlichkeit die Wahrnehmung hinzu, dass Witterungsvorgänge oft schon nach wenigen Wochen oder Monaten in irgend welchen aus der eigenen Erinnerung schöpfenden Berichten vollkommen entstellt geschildert zu werden pflegen und dass sich um besonders auffällige und bemerkenswerte Witterungsereignisse meist schon wenige Jahre nach dem Ereignis ein wahrer Legendenkranz spinnt, so dass zwischen der Schilderung der Vorgänge im Volksmund und dem tatsächlichen Geschehnis selbst zuweilen nur noch eine recht entfernte Aehnlichkeit besteht.

Ein in jeder Hinsicht besonders typischer Fall dieser Art sei nachstehend etwas genauer erörtert, weil er in unübertrefflich klarer Weise zeigt, welche Kapriolen die Erinnerung in Wetter-Dingen zu schlagen vermag, und weil er gleichzeitig auch mir persönlich den Hauptanstoss gegeben hat, gegenüber allen Schilderungen von Witterungsvorgängen aus persönlicher Erinnerung heraus eine weitgehende Skepsis walten zu lassen, die, wie die Erfahrung immer aufs neue bestätigt hat, nur allzu gerechtfertigt ist. Es handelt sich um folgende Tatsache:

Man hört oft Leute im mittleren und vorgerückten Lebensalter, deren Erfahrung bis in die 80er Jahre zurückreicht, an vielen Orten Deutschlands, ganz besonders aber in der Reichshauptstadt, höchst erstaunliche Dinge berichten von dem furchtbar kalten Winter, „in dem der alte Kaiser starb“, d. h. also vom Winter 1887/88. Der ganze Winter soll erschrecklich streng gewesen sein, ganz besonders aber die Zeit im März, da Kaiser Wilhelms Tod (9. März) und Beisetzung (16. März) erfolgte. Selbstverständlich liegt diesem Bericht ein Tatsachenkern zugrunde; dennoch aber waren die allgemeinen Witterungsverhältnisse völlig anders, als sie heute von zahllosen Augenzeugen berichtet werden. Es waren mir persönlich, der ich an die Witterung jenes Winters besonders genaue eigene Erinnerungen bewahre, schon vielfach starke Widersprüche zwischen den Behauptungen von anderer Seite und meinen Eindrücken aufgefallen. Der Irrtum konnte trotzdem auf meiner Seite liegen, und wenn in derartigen Fragen eine Mehrheitsabstimmung maßgebend wäre, würde dies sogar erwiesen sein. Glücklicherweise ist nun aber eine genaue Nachprüfung und Feststellung des Tatbestandes möglich an Hand des unbestechlichen Zahlenmaterials der meteorologischen Stationen. Damit liessen sich die angeblichen persönlichen Erinnerungen für jeden beliebigen Ort Deutschlands, vor allem aber für Berlin selbst, wo auch ich jenen Winter verlebte, genauestens nachprüfen. Und da ergab sich ein Bild vom Winter 1887/88, das recht wenig mit den Beschreibungen der „zuverlässigsten“ Erinnerungen übereinstimmte.

Der Winter 1887/88 zeichnete sich allgemein in Norddeutschland und besonders in Berlin durch eine ungewöhnlich grosse Zahl von Schneetagen aus, doch blieben die Schneefälle zumeist gering, und auch die Schneedecke erreichte nur an wenigen Tagen eine bemerkenswerte Stärke. Insbesondere in Berlin brachte der Winter 2 mal einen bedeutenden, jedoch keineswegs ungewöhnlich heftigen Schneefall, am 5. Februar und 11. März (während der Rückkehr des totkranken Kaisers Friedrich in seine Residenz nach dem Tode seines Vaters). Die Schneedecke erreichte eine beachtenswerte, seit einer Reihe von Jahren nicht mehr erreichte Höhe lediglich etwa in der Zeit um den 20. März und wies ihren Höchstwert in Berlin mit 25 $^1/_2$ cm Höhe am 21. März auf. Es ist dies für das Berliner Klima ein immerhin ansehnlicher Wert, der in der Folgezeit freilich noch mehrfach, zum Teil bedeutend, übertroffen worden ist, so in den Wintern 1892/93, 1906/07, 1908/09, 1913/14, 1917/18. Was hingegen die Wärmeverhältnisse des Winters 1887/88 anbetrifft, so waren sie, von einer verhältnismässig kleinen Zahl von Tagen, insbesondere im März abgesehen, nur wenig unter normal. Der Winter, dessen Mitteltemperatur in Berlin —0,6° gegenüber einem Normalmittel von +0,5° betrug, brachte bis Neujahr überhaupt keinen bedeutenden Frost. Es folgten 2 etwas kältere Tage am 2. und 3. Januar, an denen das Thermometer bis auf einen Tiefstand von —13,2° sank. Es ist dies ein in keiner Hinsicht auffälliger Wert, der sich in Berlin in den weitaus meisten Wintern mindestens vereinzelt einstellt. Im übrigen schwankte die Witterung im Januar 1888 mehrfach zwischen Tauwetter und leichtem Frost hin und her. Auch der Februar war im grösseren Teil seines Verlaufs nicht viel anders geartet. In der Nacht zum 7. Februar gab es vereinzelt einmal —12,0°, sonst blieb es überwiegend milde oder mässig kalt bis zum 20. Februar. Dann folgte einige Tage nochmals mässig strenge Kälte (Minimum —12,0° am 28.), die sich in abnehmender Stärke bis zum 6. März erhielt. An diesem Tage trat mildes Tauwetter ein, das nunmehr bis zum Mittag des 11. März herrschend blieb. In diese Zeit fiel der Tod Kaiser Wilhelms. Der Sterbetag selbst, der 9. März, brachte in Berlin ausgesprochen mildes, dabei sehr trübes, unfreundliches, ruhiges Wetter (höchste Temperatur +7,4°, niedrigste +3,6°). Dieser Tatbestand steht schon im schärfsten Widerspruche zu der immer wieder gehörten Behauptung älterer Berliner, dass die Straßen-Wallfahrt der Untertanen zum Heim des eben verstorbenen Kaisers am 9. März bei strenger Winterwitterung stattgefunden habe. Noch weniger stimmt mit der Wirklichkeit die Behauptung überein, dass am 10. März, am Geburtstag der Königin Luise, der in diesem Jahre naturgemäss besonders starke Besuch des schönen Denkmals der Königin im Tiergarten durch die Berliner bei scharfer Kälte und tiefem Schnee erfolgt sei. Im Gegenteil, gerade dieser Tag brachte den vorläufigen Höhepunkt des Tauwetters (höchste Temperatur +10,2° (!), nied-

rigste + 6,2°) und dazu eine nur allzu weiche Beschaffenheit der Fusswege im Tiergarten, auf denen die Besucher, zum Schaden ihres Schuhwerks, recht merklich in den „Matsch“ hineingerieten. Die psychologisch sehr interessante, weil bei zahlreichen Menschen völlig unabhängig voneinander wiederkehrende Erinnerungsstörung, die irrigerweise den milden, trübfeuchten Frühlingstagen des 9. und 10. März 1888 strenge Winterkälte und tiefen Schnee andichtet, ist ausschliesslich durch eine Verwechslung mit den nachfolgenden Märztagen und insbesondere mit den Ereignissen des 16. März, des Beisetzungstages, bedingt worden.

Am Mittag des 11. März stellte sich nämlich über ganz Deutschland bei nördlichen Winden ein kräftiger Temperatursturz ein, der abends bei dichtem Schneegestöber zu leichtem Frost überleitete. Der Frost verschärfte sich in den nächsten Tagen infolge klaren Himmels bedeutend und erreichte seinen Höhepunkt am 15. März. Die Tage vom 14. bis 16. März waren in ganz Mittel-, Nord- und Osteuropa ungewöhnlich kalt, in so hohem Maße, wie nach 1888 kein Märztag bis heute mehr gewesen ist. Immerhin war eine derartige Märzkälte nicht beispiellos: nur 2 Jahre zuvor hatte der März am 1. und 2. März 1886 noch strengeren Frost gebracht, und auch die 3 Tage des 14., 15. und 16. März waren im Jahre 1845 schon einmal kälter als im Jahre 1888 gewesen. Es kommt hinzu, dass ein bedeutender Kälterückfall um Mitte März eine durchaus normale, fast alljährlich wiederkehrende Erscheinung ist, und wenn der Temperatursturz im Jahre 1888 auch ungewöhnlich heftig war, wie er es sonst in Jahrzehnten nicht ist, so erkennt man aus dem Gesagten doch immerhin, dass das Phänomen der so sehr berühmt gewordenen, sagenhaft ausgeschmückten Märzkälte 1888 nicht vollständig aus dem Rahmen der klimatischen Eigentümlichkeiten Deutschlands herausfällt. Der Frost hielt übrigens in veringertem Maße noch nach dem 16. März bei wiederholten neuen Schneefällen und wachsender Schneedecke an, bis am 23. März ein Umschlag zum Tauwetter erfolgte, der dann rasch zu beträchtlicher Frühlingswärme, bedeutenden Ueberschwemmungen und schon am 29. März zum ersten sommerlichen Hitzegewitter in Berlin Veranlassung gab.

Die Sage von dem „furchtbar strengen Winter 1887/88“ beruht also, kritisch-nüchtern betrachtet, lediglich auf einer allerdings ungewöhnlich kalten und schneereichen Zeitspanne von etwa 11 Tagen, vom 11. bis 21. März. In andern Jahren wäre diese Märzkälte schwerlich sehr beachtet worden und ebenso bald dem Gedächtnis der Zeitgenossen entschwunden, wie einige ähnliche Perioden bedeutender Märzkälte in den Jahren 1883, 1886, 1889, 1899. Damals aber, im Jahre 1888, haben die weltgeschichtlichen Begebenheiten, die sich in Deutschland zugetragen, die Erinnerung an die bittere Kälte im März sich mit unvertilgbaren Spuren in unverhältnismässiger Uebertreibung ins Gedächtnis der Zeit-

genossen einprägen lassen. Ein psychologischer Faktor, der dabei besondere Beachtung verdient, war der Umstand, dass am Beisetzungstage viele Hunderttausende von Menschen von Berlin und Charlottenburg bei recht kaltem Wetter viele Stunden lang auf einem und demselben Fleck im Freien standen, um den imposanten Trauerzug zu sehen, der den ersten neuen deutschen Kaiser zur Gruft geleitete.

Die unverhältnismässig starke Uebertreibung, deren sich das Gedächtnis der Masse schuldig macht, erhellt dabei einmal aus der Tatsache, dass die strenge Kälte, die sich in Wahrheit nur auf 1 $^1/_2$ Märzwochen beschränkte, dem g a n z e n Winter zugeschrieben zu werden pflegt, dann vor allen Dingen aber auch aus den geradezu ungeheuerlichen Aufbauschungen in den Erzählungen damaliger Augenzeugen, die am 16. März auf den Berliner Strassen des Trauerzuges geharrt und dabei mitgefroren haben. Fragt man derartige Leute, so behaupten sie rundweg, es müssten damals 20 Grad Kälte geherrscht haben, ja, in einem Fall wurde mir von einer sonst glaubhaften Dame allen Ernstes gar angegeben, es sei so kalt gewesen, dass Rotwein, den sie mit ihren Angehörigen zur inneren Erwärmung bei dem langen Warten im Freien mitgenommen hatte, in der Flasche gefroren sei!! Was sagt nun aber das unbestechliche Zeugnis der gleichzeitigen Aufzeichnungen der Berliner Wetterwarte? Der kälteste jener Märztage, der 15. März, brachte ein Tages-Temperatur-Mittel von — 7 bis 8,5° und eine Tiefsttemperatur von — 12,5°. Für den kritischen 16. März betrugen die entsprechenden Werte — 7,1 und — 12,4°. In den Vormittagsstunden, die der Beisetzung voraufgingen, stand das Thermometer etwa auf — 7 bis — 8° C, mittags um 2 Uhr auf — 4,8°. Es ist dies eine zweifellos für einen Märztag bemerkenswerte Kälte, die aber dennoch nichts Aussergewöhnliches an sich hat, die wir in den meisten Wintern unzählig oft erlebt haben, ohne auch nur für Tage oder Stunden das Bewusstsein eines seltenen Witterungsereignisses in uns aufkommen zu lassen; eine Kälte, die im März noch ganz erheblich übertroffen werden kann, denn das Berliner Temperaturminimum dieses Monats betrug z. B. am 2. März 1845 — 19° und sogar nach dem 1. März 1886 — 14° C!

Wir erkennen somit an einem wahrhaft klassischen Fall, wie zufällige äussere Umstände dazu beigetragen haben, dass für einen bestimmten Monat, ja, für einen ganzen Winter ein wahres Wetter-Märchen aufkommen konnte, das kaum noch in einzelnen Zügen den wahren Sachverhalt erkennen lässt. Es schien wünschenswert zu sein, dieser Legendenbildung einmal scharf kritisch unter Prüfung des gesamten Tatsachen- und Zahlenmaterials zu Leibe zu gehen, da sich nur hierdurch allgemein ein brauchbarer Maßstab gewinnen lässt zu einem reizvollen Thema der Massenpsychologie, zur Lehre von den Fehlern des menschlichen Gedächtnisses in bezug auf Witterungserlebnisse.

Um zu zeigen, dass dieses Kapitel sehr viel umfangreicher ist, als man es nach der ausführlichen Erörterung eines nur einmaligen Vorkommnisses erwarten wird, seien gleich noch einige andere beweiskräftige Tatsachen mitgeteilt. Zur Führung des Beweises, dass auch die eingangs erwähnte, weiterverbreitete Ueberzeugung, ehedem seien die Winter winterlicher und die Sommer sommerlicher als heute gewesen, glattweg auf einer Erinnerungstäuschung beruht, schien es wünschenswert zu sein, wieder die aus dem Gedächtnis geschöpfte Schilderung eines bestimmten Winters mit dem gleichzeitigen Beobachtungsmaterial zu vergleichen. Das war aber gar nicht sehr einfach. Denn die Behauptung von Hunderten und Tausenden von Menschen, dass sie sich aufs bestimmteste an einen gänzlich andersartigen Charakter der Winter und Sommer in ihrer Jugendzeit zu erinnern vermögen, stützt sich so gut wie ausnahmslos auf nicht-greifbare Empfindungen. Bei dem im allgemeinen nicht guten Gedächtnis der meisten Menschen für weit zurückliegende Daten und Jahreszahlen ihres eigenen Erlebens vermögen die wenigsten mit hinreichender Sicherheit Jahre und Tage für die wirklichen oder vermeintlichen Witterungserlebnisse ihrer Jugend anzuführen. Ein Vergleich mit positivem Tatsachenmaterial ist daher in den seltensten Fällen möglich, und der Widerspruch gegen die gehörten Behauptungen vermag kaum jemals einen festen Anhaltspunkt zu finden, in dem der Hebel des Zweifels einzusetzen vermag. Der Kampf gegen die Erinnerungstäuschungen ist eben deshalb so schwer und fast aussichtslos, weil er sich gegen vage Angaben richtet, die, gallertartig, von keiner Seite zu packen sind. Bei jedem Versuch, die Debatte auf bestimmte Zahlen, Tatsachen und Jahre hinüberzuspielen, entschlüpft der angegriffene Legendenerzähler, da er gegen jede zahlenmässige Widerlegung die Ausflucht ins Feld führt, dann beziehe sich seine Erinnerung eben auf ein anderes Jahr.

Angesichts dieser aussergewöhnlichen Schwierigkeit, dem Märchen von den „in meiner Jugendzeit“ strengeren Winter und heisseren Sommer den Garaus zu machen, war es mir schon von Wert, in einem ganz bestimmten Fall den sicheren Nachweis führen zu können, wie sehr die persönliche Erinnerung in der Irre schweift. Der Fall verdient um so mehr Beachtung, als ihm gleichzeitig ein literarisches Interesse zukommt.

Es handelt sich um eine Winterschilderung in Josef von Lauffs autobiographischem Roman „Kärrekiek“. In den ersten Kapiteln beschreibt Lauff mit verhältnismässig grosser Ausführlichkeit einen strengen Winter, wie er ihn als Knabe im Winter 1869/70 in seiner niederrheinischen Heimatstadt erlebt haben will. Gleich das 1. Kapitel der eigentlichen Erzählung beginnt mit der Ausmalung eines strengen Wintertages um Ende November. Mag auch manche poetische Freiheit in die Darstellung eingeflochten sein, so kann es doch keinem Zweifel unterliegen, dass Lauff sich bemüht, aus eigenen Erinnerungen Vorgänge aus-

zugraben, die ihm in grossen Zügen als wirklich selbsterlebt vor Augen stehen. Und nun schildert er einen Wintertag, der in jeder Einzelheit durchaus typisch für die Zeichnung deutscher Wintertage in der Literatur und in der Erinnerung des deutschen Menschen ist, leider aber um so weniger typisch für einen niederdeutschen Novembertag, wie er sich in Wirklichkeit zu gestalten pflegt. Da heisst es z. B.: „Das weisse Geflimmer, das immer dichter und lebhafter wurde . . . Bittere und schneidende Kälte . . . Unter ihren Füssen krachte und knirschte der Schnee. Immer enger schoben sich die fallenden Flocken zusammen . . . Krachende Kälte . . . Grimmige Kälte . . . Wirres Schneetreiben“. Dazu kommt dann noch der in der deutschen Literatur bei Beschreibung von Wintertagen geradezu obligatorische „schneidige Nordost“. Einige Kapitel weiter wird dann der Nikolaus-Abend beschrieben, der 6. Dezember: „Noch immer herrschte die grimmige Kälte . . . Wimmelndes Schneegestöber . . . dumpfe Nebelhülle, von blitzenden Flöckchen durchsetzt,“ wieder etwas weiter die Weihnachtstage: „verschneite Felder . . . eisige Winde . . . von der Kälte gerötet,“ dann der Dreikönigstag, der 6. Januar: „verschneite Felder“ usw. Die ganze Schilderung ist, obwohl Lauff sich zweifellos ehrlich einbildet, er schildere, was er selbst erlebt habe, nichts weiter als rein nach Schema F gearbeitet. Aehnlich lauten zwar die Beschreibungen des deutschen Winters ziemlich allgemein sowohl in der Literatur wie in der Malerei. Das hindert aber nicht, dass sie grundfalsch sind und bestenfalls einen Ausnahmefall schildern, wie er in Jahrzehnten nur je einmal vorkommt. Um bei der Lauffschen Schilderung zu bleiben, so enthält sie zunächst schon eine ganze Reihe von Momenten, die sich zwar am warmen Ofen wunderschön und behaglich lesen, die aber der kritisch gestimmte Fachmann als eine klimatische Ungeheuerlichkeit beanstanden muss, so die Verbindung der grimmigen Kälte mit dem in dichten Flocken fallenden Schnee, des „schneidigen Nordost“ mit dem Schneegestöber und manche andere Einzelheiten, auf die hier nicht weiter eingegangen sei, da sie zwar psychologisch interessant sind, aber mit unserem eigentlichen Thema nichts zu tun haben. Wichtiger für die Unzuverlässigkeit des menschlichen Gedächtnisses erscheint der Hinweis, dass die Lauffsche Darstellung eines nicht mehr deutschen, sondern russischen Winters, den er in seiner klevischen Heimat erlebt haben will, so viel ich sehe, nur für 4 Winter des 19. Jahrhunderts ebenfalls passen könnte, nämlich 1812/13, 1829/30, 1849/50 und 1890/91. Da nun Lauff ausdrücklich vom Winter 1869/70 spricht, liegt auf der Hand, dass seine Erinnerung sich eben vollkommen irren muss. Nach Berliner Beobachtungen hatten der November und Dezember 1869 fast genau die normale Temperatur, der Januar 1870 war sogar um $1^1/_2{}^0$ zu warm. Am Niederrhein können die Verhältnisse schwerlich viel anders gewesen sein. Dass die geschilderte Witterung sonst im Ausgang der 60er Jahre schon in der

vorweihnachtlichen Zeit, und noch dazu in den stets besonders milden Gegenden am Niederrhein eingetreten sein kann, ist glattweg eine Unmöglichkeit und ist ebenso ausgeschlossen, wie die von Lauff behauptete Andauer des Zustandes der „verschneiten Felder“ über mindestens 6 Wochen in eben jenen Jahrzehnten. Am Rande sei bemerkt, dass seit einigen 80 Jahren eine in der norddeutschen Ebene um Ende November vorhandene Schneedecke sich nur ein einziges Mal bis Weihnachten und sogar bis über Neujahr hinaus hielt. Das war im Winter 1890/91 — Lauff wird also keinesfalls behaupten dürfen, dass er jemals in seiner Jugend einen auch nur annähernd seiner „Erinnerung“ und Beschreibung entsprechenden Frühwinter erlebt habe.

Dieser eine Fall, der absichtlich im einzelnen zergliedert wurde, um klarzulegen, wie schematisch nicht nur die Winterschilderung unsrer Dichter und Romanschriftsteller, sondern auch das menschliche Gedächtnis für alle Wintererlebnisse von nicht ausnahmsweise sinnfälligem Charakter arbeitet, ist durchaus typisch in seiner Art, wenngleich es, wie gesagt, nur sehr selten möglich ist, die aufgestellten Behauptungen einer fehlerhaften Erinnerung so bestimmt, wie im vorliegenden Fall, als irrig nachzuweisen. Es kann rundweg die Behauptung aufgestellt werden, dass allgemein der deutsche Winter sich in der Erinnerung viel härter, der Sommer viel heisser darstellt, als er es wirklich zu sein pflegt. Der Mensch neigt dazu, einzelne Erlebnisse von strengen oder schneereichen Wintertagen, von bedeutender Hitze und Gewittertätigkeit zu verallgemeinern. Einige wenige lebhafte Eindrücke, an extrem winterlichen oder sommerlichen Tagen gewonnen, stellen sich dem rückschauenden Gedächtnis gern als die eigentliche Norm dar, auf die man in jedem Durchschnitts-Winter und -Sommer sozusagen Anspruch hat und deren Ausbleiben dann die bekannte Klage auslöst, die Winter und die Sommer seien charakterlos geworden, eine Variante der bekannten Behauptung, dass „zu meiner Zeit“ alles viel anders und besser gewesen sei. Sowohl einzelne strenge Winter und heisse Sommer, die man in der Jugend erlebt hat, prägen sich dem Gedächtnis mit besonderer Eindringlichkeit ein wie auch bestimmte vereinzelte Witterungsereignisse, die uns aus irgend einem Grunde ausnehmend lebhaft zum Bewusstsein gekommen sind, nach Art der Kälte des 16. März 1888. Was ein Extrem war, sieht das menschliche Gedächtnis nach Jahrzehnten gern als das Normale an und gewinnt daran naturgemäss einen grundverkehrten Maßstab zur Beurteilung von Witterungsereignissen der Gegenwart. Wetter-Extreme ereignen sich heutzutage genau so oft oder richtiger so selten, wie vor einem viertel und einem halben Jahrhundert. Man kann als gewiss annehmen, dass die Kinder, die in unsrer Zeit in Norddeutschland mit Bewusstsein etwa die grosse 25tägige Dauerhitze des Sommers 1911 oder die strenge Kälte an ins-

gesamt vielleicht 14 Tagen des Januar und Februar 1912 und im Februar-März 1917 oder die gewaltigen Schneefälle des 30./31. Januar 1907, 2./3. März, 17. November 1909, des 30. Dezember 1913 und 13./14. Januar 1918 miterlebt haben, nach 30 und 50 Jahren ihren Kindern und Enkeln ebenfalls berichten werden, dass in ihrer Jugend die Winter und Sommer ganz anders geartet gewesen seien als in dem jahreszeitlichen Mischmasch der Zeit um 1950: da hätte der „ganze" Winter „regelmässig" krachende Kälte und unglaublich tiefen Schnee und der „ganze" Sommer ebenso „regelmässig" sengende Hitze gebracht usw. Ich möchte vermuten, dass die so oft hörbar werdende Behauptung älterer Personen von der Abnahme der Charakteristik der einzelnen Jahreszeiten seit ihrer Jugend so alt sind wie die Menschheit selbst! Die übertreibende Vorstellung von bestimmten, weit zurückliegenden Witterungserlebnissen gehört offenbar in das Kapitel von der Verschönerung der Erinnerung, die sich auf nahezu alle, traurige und freudige Vorgänge alter Zeit, insbesondere verklungener Jugendtage, erstreckt. Die Vergangenheit scheint uns ceteris paribus reizvoller als die Gegenwart, und selbst unliebsame Ereignisse alter Zeit können als schöner empfunden werden denn ein an sich viel behaglicheres und sorgloseres Erleben des heutigen Tages. Man könnte diese weitverbreitete menschliche Empfindung, die zumal bei Menschen mit starkem Gemütsleben ausserordentlich häufig vorkommt, geradezu das Gesetz der romantischen Verklärung alter Erinnerungen nennen. Dieses Gesetz ist es auch, das unsere fern zurückliegenden Witterungseindrücke von Grund auf fälscht, und zwar nicht unbedingt im verschönernden, sondern im grundsätzlich übertreibenden Sinn, insofern als jede Erinnerung in der Richtung nach dem Extrem zu verzerrt wird. — Dass in der Tat allgemein keine objektive, sondern stets eine subjektive Ursache den immer erneuten Legenden von den winterlichen Wintern und den sommerlichen Sommern alter Zeit zugrunde liegt, können wir heut aus dem Grunde mit Bestimmtheit behaupten, weil in den Kulturländern die regelmässigen und zuverlässigen Witterungsbeobachtungen und -aufzeichnungen weit genug zurückgehen, um eine zahlenmässige Nachprüfung im weitesten Umfang zu ermöglichen. Und die sorgsamsten Untersuchungen ergeben, dass sich zum mindesten in den letzten 80 Jahren, wahrscheinlich aber seit mehreren Jahrhunderten der durchschnittliche Charakter des deutschen Klimas überhaupt nicht geändert hat. Wohl gab es einige Zeitläufte, in denen sich eine bestimmte Neigung zu extremer Witterung öfters als sonst zeigte, aber diese relative Häufung abnormer jahreszeitlicher Erscheinungen ist erstens nur schwach ausgeprägt und zeigt sich zudem in neuerer Zeit gelegentlich ebensogut wie in früheren Jahrzehnten und Jahrhunderten. Strenge Winter häuften sich z. B. im Jahrzehnt 1795/1805, in der Zeit von 1812 bis 1830, im Jahrzehnt 1845/55

und 1887/97; ein verhältnismässiger Reichtum an zahlreichen oder bebedeutenden Schneefällen zeigt sich einmal im Jahrzehnt 1885/95, dann aber auch noch jüngst in den Jahren 1907 bis 1913 usw. Die Abweichungen derartiger Jahrzehnte vom jahrhundertelangen Durchschnitt bewegen sich aber immerhin nur in engen Grenzen, umfassen zudem nicht etwa jedes einzelne Jahr der Epoche, sondern nur etwa die Hälfte oder noch weniger und halten sich durchaus im Rahmen der normalen Schwankungen um einzelne Witterungs-Mittelwerte. In keiner Weise weichen sie etwa derartig auffallend vom Durchschnitt ab, dass man in dieser Tatsache die Erklärung suchen darf für die Behauptung der grösseren Charakteristik typischer Jahreszeiten in alter Zeit, ganz abgesehen davon, dass diese Behauptung vollkommen wahllos von jedem Zeitalter aufgestellt wird, in das gerade die Jugendzeit des Behauptenden fiel.

Den sichersten Beweis aber, dass wir es bei allen diesen Schilderungen früherer Witterungsverhältnisse in der Tat mit poetisierenden Ausschmükkungen, mit der oben genannten „romantischen Verklärung alter Erinnerungen“ zu tun haben, liefert uns die „Legende vom deutschen Weihnachtswetter“ (wie ich sie gelegentlich genannt habe). Es dürfte wenige unter uns geben, die nicht bereit sind, Stein und Bein darauf zu schwören, dass in ihrer Jugendzeit in den Weihnachtstagen „regelmässig“ Schnee und Frost an der Herrschaft gewesen seien. Ohne eine tiefverschneite Winterlandschaft können wir uns das Weihnachtsfest überhaupt kaum vorstellen. Man weise mir in der Literatur oder auch in der Malerei eine einzige Schilderung der Weihnachtspoesie auf deutscher Erde nach, in der nicht neben dem brennenden Lichterbaum und den übrigen gemütvollen Attributen des schönen Festes auch die tiefe Schneedecke und entweder ein Flockengewimmel oder eine bitter kalte Sternennacht als selbstverständliche äussere Umrahmung wiederkehren! Die Ideenassoziation, die das Weihnachtsfest mit der Schneelandschaft verknüpft, erscheint uns allen so naturnotwendig, dass man gar nicht allzu selten die Geburt Christi selbst auf dem Boden Palästinas in einer Schneelandschaft findet.

Und doch, wie wenig entspricht die Wirklichkeit dem Bilde, das uns alle so wohlvertraut anmutet! Kurz vor dem Weihnachtsfest 1906 (das selber eine echte Schnee-Weihnachten brachte) wies ich im „Berliner Lokalanzeiger“ auf die höchst merkwürdige Tatsache hin, dass damals seit vollen 16 Jahren keine richtige Schneedecke mehr in den Weihnachtstagen in Norddeutschland gelegen habe. Damals glaubte ich darin ein absonderliches Kuriosum erblicken zu müssen — so fest war auch in mir, der ich seit Jahrzehnten eifrigst die Witterung beobachtete, die Ueberzeugung vorhanden, dass die Mehrzahl der Weihnachtsfeste in der norddeutschen Ebene von Frost und Schnee begleitet sein müsse. Erst

als nach dem schönen Schnee-Weihnachten von 1906, dem ersten seit 1890, die Erscheinung der schneelosen Weihnachtsfeste sich abermals 9 Jahre lang wiederholte, ging ich dem Problem näher nach und fand zu meiner eigenen lebhaften Ueberraschung, dass die Erzählungen vom „normalen deutschen Weihnachtswetter“ eine reine Legende sei, die allenfalls für höher gelegene Teile unserer Mittelgebirge, vielleicht auch noch für einige Teile Ostpreussens Wirklichkeit ist, nicht aber für die grössten Teile des übrigen Deutschlands und vor allem nicht für die Städte. Mässiger Frost oder ein leichter Schneefall zu Weihnachten stellt sich zwar häufig ein, wenn er auch keinesfalls die Regel bildet, aber die angeblich obligate Schneedecke oder gar die „tiefe Schneedecke“ bedeckt zu Weihnachten, wenn's hoch kommt, in 10 Jahren allenfalls 1 mal die norddeutsche Erde, und die ebenso obligate schneidende Kälte der Weihnachts-Schilderungen in Literatur und Malerei hat in Berlin während der letzten 86 Jahre nur insgesamt — — 2 mal in den Weihnachtstagen geherrscht, 1870 und 1876[1])!

Diese Ausführungen dürften als hinreichend erachtet werden, um endgültig zu beweisen, dass die kälteren Winter und heisseren Sommer, die ungezählte Zehntausende von Menschen in ihrer Jugend erlebt haben wollen, nichts sind als ein gaukelndes Phantom, eine Massen-Erinnerungstäuschung wunderlichster Art. Der menschliche Geist neigt nun einmal dazu, Lebensabschnitte, die endgültig vergangen sind, in jeder Hinsicht als wünschenswerter und besser anzusehen, als es die rauhe Gegenwart ist, und es sind wahrlich nicht die schlechtesten Menschen, die dieser täuschenden „Perspektive der Empfindungen“ (Berta v. Suttner) am leichtesten zum Opfer fallen und dem Tannenbaum in dem schönen, unendlich sinnigen Andersenschen Märchen gleichen. In diesem Lichte betrachtet, gehört die Erinnerungstäuschung, die uns für unsere Jugendzeit charaktervollere Winter und Sommer vorgaukelt, als wir sie heuer jeweilig zu erleben pflegen, in dasselbe Kapitel der psychologischen Wissenschaft, in dem u. a. auch die Namen „Paradies“ und „goldenes Zeitalter“ verzeichnet stehen.

---

[1]) Inzwischen hat uns das Jahr 1917 wieder einmal ein Weihnachtsfest mit mässig strengem Frost und mit Schnee gebracht.

Psychologie der „Begehrungsvorstellungen"[1].

Von Dr. **Karl Gumpertz**, Berlin.

Ein Begehren wird selbst Vorgängen in der unorganischen Natur zugeschrieben, so spricht Schopenhauer von der Begierde, die Wasserstoff und Sauerstoff zusammenführt. Aber schon eine der vielen Sekten der altindischen Philosophie sagt: Das eben geborene Kindlein strebt zur Mutterbrust nicht wie das Eisen zum Magneten, sondern weil es nie ein Wesen ohne Begehren gab. Das Begehren soll aus früheren Lebensperioden stammen, und das was allen diesen Geburten eigentümlich ist, wird eben als Seele bezeichnet. So erscheint das Begehren als eines der Seelenvermögen der alten Wolff'schen Psychologie. Von seinem voluntarischen Standpunkt aus sieht Wundt in dem Begehrungsvermögen nur ein logisches Artefakt, nicht einen differenzierbaren Seelenzustand. Dem Streben und Begehren entsprechen ebenfalls Spannungsempfindungen in gewissen zur bevorstehenden äusseren Willenshandlung in Beziehung stehenden Muskelgebieten; die psychischen Teilvorgänge, die man als Begehren bezeichnet, entschwinden bei einfachen Willenshandlungen überhaupt der Beobachtung, hier folgen Motiv, Strebungsgefühle und Handlung so unmittelbar auf einander, dass für einen irgendwie abtrennbaren Zustand des Begehrens kein Raum bleibt. Dieses tritt nur dann relativ isolierbar hervor, wenn die auftauchenden Motivgefühle wieder verschwinden, bevor es zur Anschauung derselben kommt und namentlich, wenn die Gefühle zwar fortdauern, aber äussere Hemmungen den Willensvorgang nicht zur Entwicklung kommen lassen. Demnach ist das Begehren die Gefühlslage eines gehemmten Wollens. Verbindet sich dieser Gefühlszustand mit intellektuellen Bestandteilen, so nimmt das sogenannte Begehren die besondere Eigentümlichkeit an, die wir mit dem Wort Wünschen bezeichnen. Man könnte der Seele ebenso gut ein Begehrungs- wie ein Wunschvermögen beilegen.

Dieser Anschauung Wundts gegenüber halten wir vom Standpunkte der Assoziationspsychologie an der psychophysiologischen Differenzierbarkeit zweier Begehrungsformen fest. Der Nahrungs- und der Geschlechtstrieb sind von Begehrungszuständen begleitet, deren körperliche Erscheinungen feststehen, deren psychischer Anteil vornehmlich im Zurücktreten der Aufmerksamkeit für alle andere Wahrnehmungen und Erinnerungen zutage tritt. In der Brunstzeit des Wildes ist Gehör und Geruch gemindert, so dass es da leicht die Beute des Jägers wird. Der Hunger macht selbst den kultivierten Menschen widerstandslos gegen die sonst durch sittliche Gemeingefühle bedingten Hemmungen. Diese — sagen wir einmal libidinösen — Zustände hinterlassen entsprechend

[1]) Nach einem am 21. Juni 1917 in der Berliner psychologischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage.

ihrer längeren oder kürzeren Dauer mehr oder minder deutliche affektbetonte Erinnerungsbilder oder Vorstellungen, die irgendwie assoziativ oder sensugen geweckt zu mimischer und allgemein motorischer, vasomotorischer und sekretorischer Entladung führen können — wie der berühmte psychische Magensaftfluss des Pawlowschen Hundes beweist.

Ganz anderer Art sind die Begehrungen, mit denen wir uns hier beschäftigen wollen. Sie tragen den intellektuellen Charakter des Wünschens, und die sogenannten „Begehrungsvorstellungen“ sind sicherlich als einfache psychologische Vorstellungen nicht zu erfassen. Das Erinnerungsbild eines Empfindungs- oder Wahrnehmungsvorgangs ist nicht zu rekonstruieren.

Man hat von ärztlicher Seite eine Hypothese aufgestellt, die eine psychologische Erklärung vorzutäuschen scheint und deshalb der psychologischen Analyse bedarf.

Seit Jahrzehnten wird beobachtet, dass nach Unfällen, die mit Erschütterung oder bloss mit Schreck für die betroffene Person verbunden waren, sich Lähmungen, Krämpfe oder andauerndes Zittern einstellte, in der Regel verbunden mit Gleichgewichtsstörungen, Pulsbeschleunigung sowie mehr oder minder starker seelischer Veränderung meist vom Charakter der Apathie. Dass solche Veränderungen nach Zerstörung gewisser Hirnprovinzen auftreten können, ist bekannt. Hier aber sprach der in das Gefüge des Körpers gar nicht eingreifende Unfall sowie das oft schwankende Bild der Erscheinungen gegen direkte Zerstörung als Ursache. So wurde nicht organische, sondern funktionelle Störung im Gehirn angenommen.

Bekanntlich führt der blosse heftige Schreck leicht zu Sprachlosigkeit, Zittern, Erröten, Erblassen; für die Perseveration solcher — als atavistische Abwehrbewegungen gedeuteter — Komplexe wurde dann der psychische Faktor herangezogen: Begehrungsvorstellungen sollten an den nun verbleibenden Dyskinesien und Hyperkinesien, an der Beeinträchtigung des Körpergleichgewichts, an den verschiedenen vasomotorischen Abweichungen schuld sein.

Das in diesem Zusammenhange supponierte Begehren ist keineswegs blind, hat vielmehr einen höchst realen, freilich von der elementaren Physiopsychologie nicht zu erfassenden Inhalt: Geld, Rente. Das Geldbegehren, die nicht bloss in der Dichtung wohlbekannte auri sacra fames ist von der physiologischen fames immerhin grundverschieden. Der Nahrungshunger ist eine Empfindung, verbunden mit ganz bestimmten körperlichen nach aussen sichtbaren Zeichen; die Nahrungsbegehrungsvorstellung war, wie wir bemerkt, von gleichen oder ähnlichen sicht- und messbaren Vorgängen begleitet.

Demgegenüber dürfen die den Rentenbegehrungsvorstellungen zu-

geschriebenen Erscheinungen — halbseitige Lähmungen, Krämpfe, Empfindungsstörungen — auf Spezifizität keinen Anspruch erheben.

Das Drängen nach Geld ist etwas sehr verbreitetes. Der Kampf um geldwerte Vorteile zeitigt die verschiedensten Abweichungen. Dass jemand vor Geldgier zittert, errötet, dass seine Pulszahl zunimmt, können Sie in jedem Spielsaale beobachten — alles in der physiologischen Breite der Erregung. Die Aufmerksamkeit des Spielers ist auf das Spiel konzentriert, er hört nicht den Anruf des eintretenden Freundes, spürt es auch nicht, wenn dieser ihm sanft die Hand auf die Schulter legt. Alles das ist nicht typisch für Geldgier, sondern lediglich für Absorption durch ein dominierendes Interesse. Die lediglich auf das Ziel eingestellte Aufmerksamkeit findet man auch bei Schachspielern, die keinen Einsatz zu verteidigen haben.

Eine dauernde abnorme Steifigkeit einzelner Körperteile, wie sie gar in sog. Obergutachten gelegentlich durch Begehrungsvorstellungen erklärt wird, kann das Geld- oder Rentenbegehren nicht zustande bringen — mit einer Ausnahme. Aus Geldbegehren steif wird nur der indische Fakir, welcher von seinen Künsten leben will; da führt aber volle Bewusstheit und Wahlentscheidung dazu, erlernte Künste geltend zu machen; das scheidet aus der psychologischen Betrachtung aus. Bewusste Herbeiführung körperlicher Abweichungen zum Zwecke der Geldgewinnung findet auch bei der Simulation statt. Dem üblichen gerade zu Dauerabweichungen führenden Begehrungsmechanismus wird ein unbewusster Nexus von Vorstellungen zugeschrieben.

Die Psychiatrie kennt gut eine Form der chronischen Verrücktheit, welche mit echten oder vermeintlichen Verlusten an Geld und Ansehen ursächlich zusammenhängt: den sog. Querulantenwahn. Der Querulant verwendet ein grosses Maß von Scharfsinn auf Eingaben an Justiz- und Verwaltungsbehörden, um zu seinem Rechte zu gelangen; er hält die längsten Reden, um darzutun, dass die Richter bestochen sind, dass die schlechten Ratgeber des gütigen Landesherrn dieser höchsten Person die Aktenstücke des Klägers unterschlagen. Ich habe noch nie einen Traumatiker gesehen, der diese Wahnform darbot, ebensowenig einen Querulanten, an dem irgend etwas von den körperlichen Erscheinungen der „traumatischen Neurose“ zu entdecken war.

Die seelische Alteration der Traumatiker trägt meist den Charakter der Denkhemmung. Eine solche kann sehr wohl durch Vorstellungslähmung zustande kommen und sich körperlich in Bewegungslosigkeit und Starre aussprechen. So gibt es Traumatiker — vornehmlich im Anschluss an Kopfverletzungen — deren Wesen und Gesichtsausdruck an das melancholische Stadium der fortschreitenden Gehirnlähmung erinnert. Bei der Katatonie wie bei der Katalepsie des tief Hypnotisierten bleibt jedes Glied in der ihm einmal gegebenen Stellung — kraft des

Gesetzes der Trägheit, weil eben der Impuls zu einer andern Bewegung oder Unterlassung nicht stattfindet oder — wie in der Hypnose — künstlich ferngehalten wird. Bei massenhaften Halluzinationen findet gleichfalls ein planvoller Verkehr mit der Aussenwelt in Form zweckmässiger Handlungen und Unterlassungen nicht statt. So kommt es gerade bei Verfolgungsideen bald zu langdauernder Bewegungslosigkeit, bald zu einem Bewegungsdrange mit Zerstörungsimpulsen. Begehrungsvorstellungen können zu solchen Zuständen von „Automatismus“ schon deshalb nicht führen, weil es Begehrungshalluzinationen nicht gibt.

Die Spannung, die Erwartung ist ein Seelenzustand, der vorzüglich mit sexuellen Momenten gemischt schon bei normalen Menschen Illusionen aufkommen lässt. „Hör ich das Pförtchen nicht gehen, hat nicht der Riegel geklirrt“, heisst es in jenem Dichtervers, da der die Geliebte erwartende Jüngling irgendwelche Geräusche im Sinne seiner Wünsche umdeutet.

In abnormen Seelenzuständen ist die illusionäre Verfärbung der Wahrnehmungsdata noch auffallender. So beobachtete ich im Kriegslazarett einen Soldaten mit hysterischen Antezedentien, der aus dem nahen Geschützdonner die Salven heraushörte, die zu seiner standrechtlichen Exekution abgegeben werden sollten.

Bekannt ist bei dem Kleinheits- wie bei dem Grössenwahn die Verrückung der Beziehung, in der der Kranke zum Weltbilde steht. Seine Illusionen und Halluzinationen fallen entsprechend aus, ebenso — wie dargelegt — seine motorische Entladung bzw. Akinesie.

Impulsive Gewalttaten eines von Verfolgungsideen beherrschten, eines Halluzinanten, Handlungen oder Unterlassungen eines gehemmten Melancholikers werden von allen Psychiatern und dementsprechend von jedem Strafrichter dem Täter nicht zugerechnet.

Ganz anders bewertet man die angeblich aus Rentenbegehrungsvorstellungen Gehemmten. Da hat ein führender Psychiater sogar eine neue Form kreiert. Die Hemmungszustände der Traumatiker nennt er „Pseudodemenz“. Er will beobachtet haben, dass diese Kranken nur scheinbar vergesslich sind, dass sie bei weiterem Bemühen sich gut zu erinnern und sinngemäss zn handeln verstehen. Wir halten diese „Neuorientierung“ nach zwei Seiten für verfehlt. Dass ein Hemmungszustand Verblödung vortäuscht, dass der Vorstellungsablauf verlangsamt ist, kann man bei dauerndem Unlusteffekt wie bei originären Intelligenzstörungen beobachten. Die Bewertung vom sozialen Standpunkte ist sicherlich unzutreffend. Die alte Haftpflichtversicherung wie das Unfallversicherungsgesetz und die Reichsversicherungsordnung setzen den Verlust eines Gliedes dessen Nichtgebrauchsfähigkeit gleich. Die Aufgaben selbst des ungelernten Arbeiters verlangen heute ein schnelles Erfassen, sofortige Umsetzung des Impulses in zweckmässige Handlung. Solange

der Arbeiter mit dem wirklichen geheimen Intellekt diese Funktionen nicht erfüllen kann — und ihn von der Hemmung dauernd zu befreien ist ja leider der Psychiater ausserstande — muss er ebenso entschädigt werden, als ob der Intellekt fehlt.

Sowohl vom psychologischen wie vom psychiatrischen Standpunkte stellten somit unsere „Begehrungsvorstellungen“ einen Seelenzustand nicht dar. Als logische Abstraktion kommen sie den Monomanien gleich, mit denen die Nervenheilkunde zurückliegender Zeiten gewirtschaftet hat. Heute sind wir nicht geneigt, einen Kleptomanen oder Pyromanen für sonst vollsinnig oder genial anzusehen, selbst der rein moralische Schwachsinn wird nicht mehr anerkannt. Der Inhalt des wahnhaften Denkens, die Art des abnormen Handelns ist gleichgültig, sie wird bestimmt oder mitbestimmt durch Erlebnisse und Zeitströmungen. Für die Wertung der Verfolgungsvorstellungen ist es gleichgültig, ob Hexen am Mark zehren oder durch Röntgenstrahlen heimtückisch die Gewebe vernichtet werden.

Hier könnte der Einwand erhoben werden: Die Begehrungsvorstellungen sind eben erzeugt durch die Unfallgesetzgebung. Diese ist daran schuld, dass die etwa durch Gehirnerschütterung gesetzten körperlichen Abweichungen nach Abklingen der akuten Erschütterungssymptome nicht schwinden, sondern sich konsolidieren. Wäre dies der Fall, so könnte man die „Begehrungsvorstellungen“ wenigstens als heuristische Hypothese gelten lassen. Dagegen spricht vor allem: die bekannten körperlichen Störungen finden sich auch bei Unfällen, die niemals zur Entschädigung führen können, sie treten selbst auf als Operationsfolgen (lokale Hysterie), man findet einzelne Zeichen bei Personen, die ihren Unfall längst vergessen haben und oft fragt der kundige Untersucher nach einem vorangegangenen Trauma, weil anders die Abweichungen schwer zu erklären sind.

Es gibt Krampf- und Schüttelformen, die nahezu ungeschwächt während des Schlafes persistieren. Sollen die Begehrungsvorstellungen im Moment des Einschlafens prompt vom Traumbewusstsein übernommen werden? Oder ist diesen merkwürdigen Vorstellungen eine so geringe Deutlichkeit eigen, dass sie im Wachzustand unbewusst bleiben, dagegen eine solche Durchschlagskraft, dass sie zu dauernden, vom Gesunden nicht darstellbaren Bewegungsanomalien führen?

Die Lehre von den Begehrungsvorstellungen hat durch die Kriegsneurosen eine weitere Ausdehnung erfahren. Wer die Haftpflicht- und Unfallversicherungsgesetzgebung für den spezifischen Erreger der Begehrungsvorstellungen ansah, der musste an dieser Spezifizität irre werden dadurch, dass Kriegsereignisse, speziell Verschüttung und Granatschock ähnliche Bilder erzeugten. Der bewusstlos aus dem eingestürzten Unterstand Gezogene konnte doch nicht im Moment dieses ungewohnten Er-

eignisses die längst vorbereiteten Begehrungsideen produzieren. Was sollte er übrigens begehren? Ist die Militärrente der Unfallrente (womöglich den hohen bei Eisenbahnverletzungen gezahlten Entschädigungen) vergleichbar? Liegt etwa in der Art, wie der Militärfiskus die Beschädigten unterstützt, ein besonderer Anreiz Militärinvalide zu werden? Da ist nun die Theorie etwas gemodelt worden. Neben dem Wunsch versorgt zu sein soll das Verlangen dem Kampf zu entrinnen, also Befürchtungsvorstellungen an Lähmungen, Zittern, Pulsbeschleunigung, seelischer Veränderung und ähnlichem schuld sein. Wenn schon bei Zivilunfällen ein Unfall-Monoideismus nur ausnahmsweise darstellbar ist: kann bei den Kriegsneurotikern so etwas sicherlich nicht festgestellt werden. Wo der Vorstellungsschatz verarmt oder der Vorstellungsablauf defektvoll oder verlangsamt ist, da betrifft die Veränderung alle Vorstellungen. Unterhaltungen mit Zittern, Assoziationsversuche bei vorher intelligent gewesenen Kriegern, die längst mit Rente entlassen, jetzt im bürgerlichen Leben stehen, haben mir gezeigt, dass auch stärkere Affekte von irgend welchen Kriegsvorstellungen nicht ausgelöst werden.

In der Behandlung der Kriegsneurotiker spielt jetzt die Suggestion in Form der Hypnose oder anderer mehr gefürchteter Methoden eine grosse Rolle. Die Hypnotisierbarkeit soll für die Labilität der Krankheitsbilder, für den Wunschcharakter der variablen Symptomenkomplexe sprechen. Ich schliesse daraus das Gegenteil. Eine psychogene Lähmung ist durch Hypnose nur heilbar, wenn das die Lähmung herbeiführende, stark affektbetonte Erlebnis diese Affektbetonung verloren hat. So war bei einer hysterischen Person eine Lähmung eingetreten, weil eine Verwandte gefallen war. Diese Lähmung konnte suggestiv beseitigt werden, nachdem die Verwandte sich längst von dem Falle erholt hatte. Eine andere Beobachtung lehrte: Bei einer länger leidenden Dame war nach Empfang eines grosse Vermögensverluste meldenden Briefes Lähmung zweier Extremitäten mit Spontan- und stärkeren Bewegungsschmerzen aufgetreten. Hier bestand der Affekt fort, die Vorstellungsverbindung, die zu der Lähmung geführt, war unklar, der Suggestion blieb selbst ein vorübergehender Erfolg versagt.

Bei der Behandlung der Kriegsneurosen gehören offenbar Dauererfolge zu den Seltenheiten. Nun beweist die ausbleibende oder unvollkommene Heilung zwar nichts für die Begehrungsvorstellungen, die wirklich erfolgende aber sehr viel dagegen. Der Wunsch dem Kriege fern zu bleiben oder eine Rente zu erhalten muss stets der Suggestion entgegenwirken, welche den Mann symptomfrei machen will, um ihn wieder dem Kriegsdienste zuzuführen oder doch seine rentenlose Entlassung zu ermöglichen.

Ich verfüge bereits über ein reichliches Material Kriegsbeschädigter, die mit mehr oder minder grosser Rente als dienstuntauglich entlassen sich in bürgerlichen Berufen betätigen. Sie sind meist in bevorzugten

Stellungen, oft von dem früheren Arbeitgeber aus besonderem Vertrauen eingestellt; dennoch arbeiten sie nur in kurzen Zeiträumen, um bei der geringsten Erschütterung wieder ihr Zittern, ihre Krampfanfälle, ihre halbseitige Schwäche zu bekommen. In ihrem Ernährungszustande gehen sie zurück, und ihre geistige Regsamkeit lässt nach. Dabei fällt es ihnen nicht ein, sich etwa als bedauernswerte Opfer des Krieges zu fühlen und zu benehmen.

Gewiss gibt es noch Personen die aus einem Zivil- oder Kriegsunfall Kapital zu schlagen suchen. Das sind aber nicht die Leute mit seelischer Depression, mit körperlicher Lähmung, Krämpfen, Steifigkeit, Empfindungsstörungen. Wer da sagt „was, ich habe einen Unfall gehabt und soll nun nicht entschädigt werden“, der bietet gar keinen alterierten Seelenzustand, er ist nur von einem Irrtum befallen. Wie man es findet, dass an die Krankenversicherung der Anspruch gestellt wird, die normale Ermüdung, die normale Erholungsbedürftigkeit zu entschädigen: so möchte der vom Unfall betroffene gern die Konjunktur zu einem kleinen Schmerzensgelde ausnützen. Macht man diese Leute beizeiten auf ihren Denkfehler aufmerksam, so sehen sie das oft ein und ziehen mit einigen Bemerkungen über das schlechte Gesetz ihren Anspruch zurück. Man tut unrecht, diese grobe Form von Selbstsucht als Charakterveränderung infolge des Unfalls zu werten; wir rechnen sie zu den normalen durch Belehrung oft korrigierbaren Irrtümern.

Ein Urteil ist ein logischer, nicht ein psychologischer Akt. Aber es gibt Arten von Urteilen oder vielmehr Vorurteilen, verbunden mit starker Affektbetonung, welche den Wahrnehmungsakt bedenklich zu beeinflussen geeignet sind.

Ich muss hier auf eine Sache eingehen, in der ich bitte mich nicht misszuverstehen. Das Augenspiegelbild wird getrübt, wenn in den Augenmedien des Untersuchten eine Trübung besteht, ebenso aber durch Fehlerquellen in den Medien des Spiegelnden, sobald dieser seinen Defekt nicht kennt und vom Bilde abzuziehen versteht.

Das Unfallgutachten gibt ein Bild der Störung bei dem Untersuchten, es wird unklar, wenn das Organ des Gutachters, seine Psyche dauernd beherrscht wird von einseitigen Vorstellungskreisen und Gefühlen, deren sich der Gutachter nicht immer voll bewusst wird. Man erlebt da in den sog. Obergutachten seltsame Ueberraschungen. Da wird eine zuvor von geübten Untersuchern festgestellte Hemianalgesie ohne weiteres in Abrede gestellt und auf Anfrage erklärt, es mögen wohl geringe Unterschiede vorhanden sein, die sind aber aus den Angaben des Untersuchten sowie aus den fehlenden Hautreflexen nicht zu erschliessen und nach unserer grossen Erfahrung von keiner Bedeutung oder „der sonst biedere Untersuchte wird durch Begehrungsvorstellungen dahingebracht, eher hinzufallen, ehe er sein Kreuz beugt“.

Wir dürfen uns nicht darüber täuschen, dass es Zielvorstellungen sind, die zu Verfärbung des Wahrnehmungsinhalts führen. Das — gewiss nicht immer bewusst vorgesteckte — Ziel ist einmal: das vorhergehende Gutachten des Freundes oder Schülers nicht zu bekämpfen. Häufiger ist noch der Gedankengang so zu erklären: durch genaue Untersuchung fixiere ich womöglich Anomalien der Sensibilität, ich berücksichtige also nur positive Resultate. Hemmungen sind ja doch nur durch „Begehrungsvorstellungen“ vorgetäuscht.

Die Zielvorstellungen der Gutachter, welche zu Wahrnehmungsfehlern führen, können an sich sehr edler Natur sein. Während des Krieges sind Wünsche, Verletzte wieder kampffähig zu machen, dem Staate Millionen an Renten zu ersparen, gewiss erklärlich. Aber auch patriotisches Begehren, volkswirtschaftliche Begeisterung kann hier als normal nicht betrachtet werden, wofern sie die Objektivität des Gutachters beeinflusst. Wir sehen heute schon, wohin diese Richtung führt: Man erklärt die Kriegsneurotiker — etwa mit Ausnahme der schwersten Gehirnerschütterungen — für geheilt, sobald sie „symptomlos“ geworden sind. In neueren Schriften finden sich gelegentlich weltfremde Hinweise auf die Verletzten, die völlig untätig von ihren zum Teil erheblichen Renten leben. Man vergisst gern, dass diese Renten bei den heutigen Lebensmittelpreisen eine Verlockung nicht bedeuten können. Die Arbeitsfähigkeit der Kriegsneurotiker ist auch nur eine scheinbare, nach dem Kriege wird man die jetzt durch den Personalmangel gebotene Rücksicht auf persönliche Leistungsfähigkeit nur ausnahmsweise nehmen können.

Die Vorschläge der Begehrungsfanatiker, einmalige Abfindungen anstatt Rente zu gewähren, kann ich nur gutheissen. Sicherlich kommen dadurch nicht Begehrungs- oder Wunsch- oder Befürchtungsvorstellungen zum Schweigen, aber es werden Einflüsse ausgeschaltet, welche die Unfallkranken dauernd in seelische Depression versetzen, vor allem die Angst vor Nachuntersuchungen, die Erregungen durch neue Prozesse.

Auf welche Weise Frieden- und Kriegsunfälle zu den seltsamen neuropsychischen Symptomenkomplexen zu führen vermögen, ist nicht erklärt, auch die Wege der reinen psychischen Emotionen sind selten klar. Die Theorie der „Begehrungsvorstellungen“ liefert keine Erklärung, sondern ein Schlagwort, arm an anschaulichen Partialvorstellungen, das aber — wie häufig in der Medizin — bei der Masse Erfolg verspricht, weil es sich so schön zur rechten Zeit eingestellt hat, als seine Vorgänger, die Simulation und Aggravation abgewirtschaftet hatten. Physiopsychologisch entspricht den „Begehrungsvorstellungen“ nichts. Sie bedeuten einen logischen Begriff, von dessen Essenz — nach dem alten philosophischen Grundsatz — auf Existenz nicht geschlossen werden darf.

Zur Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns.

Von Direktor **Gustav Major**, Berlin-Seehof.

Den Ausbruch einer Krankheit aufhalten oder unmöglich machen, ist stets leichter als die Krankheit selbst restlos heilen oder doch eine wesentliche Besserung herbeizuführen. Gilt dies schon bei den körperlichen Erkrankungen, so hat dieser Satz erhöhte Bedeutung bei allen Erkrankungen des Hirns oder des Nervensystems. Den Schwachsinn, ganz gleich ob den angeborenen oder den erworbenen, kann niemand heilen, wohl kann man die Symptome desselben in ihrer Intensität herabsetzen, ja man kann gewisse Anomalien fast ganz beseitigen, doch heilen kann den Schwachsinn niemand. Wollen wir der weiteren Ausbreitung des jugendlichen Schwachsinns entgegenarbeiten, und das müssen wir, da Volksgesundheit und Volkswehrkraft an sich schon in absteigender Linie sich bewegen, so können wir nur prophylaktisch vorgehen, um befriedigende Resultate zu zeitigen; die Ursachen müssen bekämpft werden, damit wir den Ausbruch der Erkrankung verhüten. In zweiter Linie erst steht die Behandlung der Erkrankung selber.

Unter den ursächlichen Momenten steht der Alkoholismus an erster Stelle. Bourneville hat über die Schädlichkeiten des Alkohols nach dieser Seite hin umfassende Erhebungen angestellt, er hat 1000 Fälle registriert und gefunden, dass in 471 Fällen der Vater, in 84 Fällen die Mutter und in 209 Fällen beide Eltern dem Trunk ergeben waren. In 57 Fällen konnte er mit absoluter Sicherheit nachweisen, dass die Konzeption im Rauschzustande stattgefunden hatte, und in 24 Fällen lag die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme vor. Dazu konnte er in 171 Fällen keine Auskunft über den Alkoholismus der Eltern erhalten. Ich habe bei über 170 Kindern meiner Anstalt Erhebungen angestellt und folgende Zahlen erhalten: Unter 170 Kindern waren 37 Schwachsinnige, und der Schwachsinn derselben war sicher nachweisbar durch Alkohol bedingt in 41 Fällen, 47 %. Und zwar war die Ursache in 33 Fällen der Alkoholismus des Vaters, in 4 Fällen der der Mutter und in ebenfalls 4 Fällen derjenige beider Eltern. Als mit auslösendes Moment des Schwachsinns jedoch kommen 66 Fälle in Betracht und zwar 52 Fälle von Alkoholismus des Vaters, 5 von Alkoholismus der Mutter und 9 von beiderseitigem Alkoholismus, also in 75,86 % aller Fälle von Schwachsinn spielt der Alkohol eine Rolle.

Durch den Alkoholismus des Vaters entstand sicher nachweisbar in 4 Fällen Idiotie, in 13 Fällen Imbezillität und in 16 Fällen Debilität. Durch den Alkoholmissbrauch der Mutter waren 4 Fälle von Debilität bedingt und durch beiderseitigen Alkoholismus 2 Fälle von Idiotie, 1 Fall von Imbezillität und 1 Fall von Debilität. Die Erkrankungen, in denen

der Alkoholismus mitauslösendes Moment war, verteilen sich wie folgt auf die einzelnen Stufen des Schwachsinns: Der Alkoholismus des Vaters bedingte in 7 Fällen Idiotie, in 18 Fällen Imbezillität und in 27 Fällen Debilität. Einen Alkoholismus der Mutter fand ich in 5 Fällen der Debilität. Beiderseitigen Alkoholismus konstatierte ich in 4 Fällen von Idiotie, in 3 Fällen von Imbezillität und in 2 Fällen der Debilität. Zu beachten ist hierbei, dass die 9 Fälle von Erblichheit hier mit zu registrieren sind, weil die Eltern dem Alkoholismus ergeben waren, so dass also zur erblichen Belastung durch die Grosseltern der Alkoholmissbrauch der Eltern kommt, und zwar entstanden durch Erblichkeit seitens des Grossvaters 3 Fälle, einmal Idiotie — verstärkt durch den Alkoholismus des Vaters — 2 Fälle Imbezillität — einmal war der Vater dazu Alkoholiker und einmal die Mutter. In 2 Fällen war die erbliche Belastung von der Grossmutter, die zweimal Imbezillität hervorrief unter Verstärkung in je einem Falle durch Alkoholismus des Vaters oder der Mutter. 4 Fälle fand ich, in denen eine doppelseitige Belastung vorlag durch Grosseltern und Eltern. Alle 4 Fälle führten zur starken Idiotie, da dazu in 2 Fällen der Vater und in den anderen 2 Fällen beide Eltern Alkoholiker waren.

Daneben sind noch die bekannten Tatsachen zu registrieren, dass immer 6 Jahre nach einem guten Weinjahre in den Weingegenden viel schwachsinnige Kinder eingeschult werden, und ferner die Tatsache, dass Erstgeborenene oft schwach befähigt oder schwachsinnig sind. Mögen auch hier andere Ursachen mitsprechen, der starke Alkoholgenuss während der Hochzeitstage bleibt nicht ohne Einfluss.

Als weitere indirekte Folge des Alkoholismus des Mannes ist der vielen Sorgen und Kümmernisse der graviden Frau zu gedenken, deren Mann trinkt. Schlaflose Nächte und Tage angestrengter Arbeit, dazu Misshandlung und eine schlechte unzureichende Ernährung können auf Mutter und Kind nicht ohne Einfluss bleiben.

In vielen Fällen ist eine Erblichkeit als ursächliches Moment zu konstatieren. Von meinen 87 Fällen waren 19 Kinder von seiten der Eltern belastet, die Eltern waren geisteskrank, schwachsinnig oder psychopathisch. 14 Kinder stammten aus Familien, in denen der Vater krank war, in 4 Fällen wies die Belastung auf die Mutter, und in 1 Falle waren beide Eltern geisteskrank. 21,84 $^0/_0$ der Kinder stammten sonach von kranken Eltern. Nun ist es aber durchaus nicht nötig, dass es gerade immer die Eltern sein müssen, die geisteskrank oder minderwertig sind, es kann auch die krankhafte Disposition von den Grosseltern ererbt sein, so dass ein Glied übersprungen wird. Sind aber Eltern und Grosseltern psychopathisch, minderwertig oder geisteskrank, so muss die Belastung eine noch stärkere sein. Ganz sichere Resultate konnte ich hierüber nicht zusammenstellen, da die Angaben der Eltern nicht immer zu-

verlässig waren, ich habe nur die sicheren Angaben registriert, so dass die Zahlen die geringste Beteiligung der elterlichen oder grosselterlichen Belastung angeben. In 3 Fällen war der Grossvater, in 2 Fällen die Grossmutter und in 4 Fällen Eltern und Grosseltern minderwertig oder geisteskrank. Während die Belastung durch die Eltern 21,34 % betrug, war die durch die Grosseltern 5,74 % und die durch Grosseltern und Eltern 4,82 %. Die einzelnen Erkrankungen verteilen sich auf die drei Formen des Schwachsinns folgendermassen: Idiotie wurde ausgelöst durch Erblichkeit des Vaters in 3 Fällen, durch die der Mutter in 1 Falle und durch doppelte Belastung beider Eltern in keinem Falle. Imbezillität wurde bedingt durch Belastung seitens des Vaters in 6 Fällen, seitens der Mutter in 2 Fällen und durch beiderseitige in 1 Falle. Debilität ist entstanden auf Grund väterlicher Erblichkeit in 5 Fällen, auf Grund mütterlicher in 1 Falle, und beiderseitige Belastung kam nicht in Frage.

Durch die Erblichkeit seitens des Grossvaters war in 1 Falle Idiotie, in 2 Fällen Imbezillität bedingt. Die Erblichkeit durch die Grossmutter rief beidemale Imbezillität hervor. Die 4 Fälle der doppelseitigen Belastung hatten schwere Idiotie zur Folge.

An dritter Stelle steht die hereditäre Syphilis. Piper fand sie unter 310 Fällen 16mal, und Ziehen konstatierte auf Grund „einer sorgfältigen Statistik über die Häufigkeit der Erbsyphilis“ bei 17 % wahrscheinlich und bei 10 % sicher Erbsyphilis als Ursache des angeborenen Schwachsinns. Ziehen betont ausdrücklich, dass diese Zahlen auf leichtere Fälle des angeborenen Schwachsinns sich beziehen. Ich hatte 12 Fälle von Erbsyphilis und zwar 6 seitens des Vaters, 3 seitens der Mutter und 3 Fälle durch beiderseitige Erkrankung bedingt. Diese Fälle verteilen sich auf die Formen des Schwachsinns so: In 1 Falle entstand durch die Syphilis des Vaters Idiotie und in 5 Fällen Debilität. Durch die Syphilis der Mutter wurde in 1 Falle Imbezillität und in 2 Fällen Debilität hervorgerufen, und auf dem Boden beiderseitiger Syphilis entwickelte sich in 3 Fällen Debilität. Das Ergebnis ist dasselbe wie bei Ziehen, von den 12 Fällen sind 10 leichtere Debilität, 1 Fall von Imbezillität steht neben 1 Fall von Idiotie. Die 13,79 % der Fälle von Schwachsinn, die durch Syphilis bedingt sind, verteilen sich mit 1,01 % auf Idiotie, 1,01 % auf Imbezillität und 11,50 % auf Debilität, also weit mehr leichte Fälle als schwere.

Weit unsicherer ist die Bedeutung der Tuberkulose auf die Entstehung von Schwachsinn. Piper verzeichnet bei 15 % Tuberkulose der Eltern und bei 8 % solche der Grosseltern, zusammen 23 % als auslösende Ursache. Ziehen dagegen sagt, dass die Tuberkulose überhaupt ausserordentlich verbreitet ist und dass sie auch bei geistesgesunden Kindern in wenigstens 15 % nachweisbar ist. Weiter argumentiert er, dass wenn die Tuberkulose als Ursache des Schwachsinns in Betracht käme,

man recht häufig unter den schwachsinnigen Kindern Skrofulose — angeborene oder früh erworbene Tuberkulose der Lymphdrüsen — finden müsse, was sich jedoch nicht erweisen lässt. Ich fand unter allen Fällen meiner Schwachsinnigen nicht einen einzigen Fall, den ich nur auf das Konto der Tuberkulose setzen konnte, immer waren noch andere Momente mit auslösend. 15 Fälle hatte ich, in denen die Eltern tuberkulös waren und zwar in 8 Fällen der Vater, in 5 Fällen die Mutter, und in 2 Fällen beide Eltern, zusammen 17,24 %. Noch ungewisser waren die Ergebnisse bei der Belastung durch die Grosseltern, die Angaben waren da sehr wenig sicher, so dass sie fast keinen Wert haben, es sollen in 4 Fällen die Grosseltern und in 2 Fällen Grosseltern und Eltern krank gewesen sein. Lassen wir diese Fälle unberücksichtigt, so erhalten wir 17,24 %, welchen 18,51 % von Tuberkulose unter meinen gesunden — geistig gesunden — Kindern gegenüberstehen, also ungefähr dieselben Zahlen, welche die Bedeutung der Tuberkulose für die Entstehung des Schwachsinns sehr zweifelhaft erscheinen lassen.

Die Schwangerschaft und die Geburt selbst sind nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung des Kindes. Erkrankungen, die mit hohem Fieber einhergehen, oder Nervenkrankheiten oder heftige Gemütsbewegungen während der Gravidität vermögen infolge einer Ernährungsstörung oder der allgemein schlechten Ernährung während dieser Krankheitserscheinungen Mutter und Kind zu schädigen, das Kind dadurch, dass das Hirn in seiner normalen Entwicklung durch die Ernährungsstörungen behindert wird. Piper führt bei 4 % Sorgen der Mutter während der Gravidität an als Ursache des Schwachsinns. Bei 3 % ist Fall der Mutter, bei 1 % Schreck der Mutter, bei 1 % Krankheit der Mutter und bei 1 % Unterleibsleiden der Mutter als schädigender Faktor angegeben. Ich hatte im ganzen 4 Fälle — 1 Fall von Imbezillität und 3 Fälle von Debilität, zusammen 4,59 %, in denen Krankheit der Mutter usw. während der Gravidität in Frage stand.

Frühgeburten können auch die Veranlassung sein zum Schwachsinn. Piper fand 3 %, ich hatte nur 2 Fälle 2,3 %, doch muss ich dabei bemerken, dass ich in beiden Fällen einen Alkoholismus der Eltern, einmal des Vaters, das andere Mal der Mutter festgestellt habe. Es ist ohne weiteres klar, dass ein zu früh geborenes Kind nicht einem normalen gleichen kann in seinen psychischen und physischen Kräften, doch bedingt eine Frühgeburt durchaus nicht eine spätere anormale Entwicklung, da sich die psychischen Kräfte unter sorgsamer Pflege später oft überraschend schnell ausgleichen und den normalen nähern. Es handelt sich also immer nur um eine nicht vollendete Entwicklung, nicht aber um eine anormale. Es gibt genug Frühgeburten unter den normalen Menschen.

Als Ursachen kommen neben diesen angeborenen noch die erworbenen in Betracht. An erster Stelle stehen die

Verletzungen des kindlichen Kopfes. Es ist gleichgültig, ob die Verletzungen vor, während oder nach der Geburt eintraten, schädigend können sie immer wirken. Ein Fall der Mutter während der Gravidität, Verletzungen des kindlichen Kopfes während der Geburt durch Sturz- oder Zangengeburt, starkes Zusammendrücken des Kopfes durch ein zu enges Becken der Mutter, Fall aus dem Wagen, Sturz von der Treppe usw., alles kann eine Entwicklungshemmung des kindlichen Hirnes zur Folge haben. Piper hat bei 9 % Kopftraumen gefunden. Nach einer anderen Statistik sind es sogar 14 %, 198 Fälle von 1436. Ich habe 3 Fälle, 3,44 % gehabt.

In gleicher Weise wirken verlangsamte Geburt, Schwergeburten infolge zu grosser Enge des Beckens, Nachlassen der Wehen, mangelhafte Elastizität des Uterus usw. Durch ein zu langes Stehen des kindlichen Kopfes im Durchbruch wird ein Druck auf denselben ausgeübt, der die Blutzirkulation hemmt und dadurch die Ernährung des Hirnes für diese Zeit unmöglich macht, welche Störung Entwicklungshemmungen zur Folge haben kann. Hierin findet auch die Tatsache zum Teil ihre Erklärung, dass Erstgeborene öfter schwachsinnig sind als Nachgeborene, jedoch will mir dies nicht sehr wahrscheinlich sein, da die junge Mutter in ihren Weichteilen doch nicht unelastischer sein kann als ältere Mütter. Mir erscheint die Alkoholisierung während der Hochzeitstage eine natürlichere Erklärung zu sein, zumal es keinen Nachweis dafür gibt, dass die unehelichen Erstgeborenen ebensooft schwachsinnig sind als die ehelich geborenen Kinder.

Entwicklungsstörungen und Ernährungsstörungen nach der Geburt haben einen viel grösseren Einfluss auf die Entwicklung des kindlichen Hirnes, als man gemeinhin glaubt. Man unterschätzt sehr häufig die Wirkungen dieser Erkrankungen, hofft von später viel, wenn nicht alles, das Leiden werde sich von selber legen, wenn sich der Körper erst gekräftigt habe. Selbst Aerzte sind in dieser Hinsicht zu sorglos, sie erkennen die Schwere der Folgen nicht. Wie soll sich denn der Körper kräftigen, wenn der Verdauungsapparat nicht richtig funktioniert? Die Rachitis steht hier an erster Stelle. Früher sah man in ihr eine Knochenerkrankung, heute ist die Annahme erhärtet, dass es eine Stoffwechselerkrankung ist, deren Wesen zwar noch unbekannt ist; doch steht mit Sicherheit fest, dass kalte, schlecht ventiliert, feuchte, dunkle Wohn- und Schlafzimmer der Ausbreitung und Entstehung der Krankheit förderlich sind. Das Knochensystem bleibt in der Entwicklung zurück und leidet sehr im Wachstum. Nun glaubte man, dass durch diese anormale Knochenentwicklung des Schädels das Wachstum des Hirnes beeinträchtigt würde, wodurch seinerseits wieder Schwachsinn entstünde. Man machte also das behinderte Wachsen des Schädels für den Schwachsinn verantwortlich, übersah aber, dass es ebensoviel grosse, als kleine rachitische Schäde

gibt. Heute neigt man jedoch auf Grund sorgfältiger Beobachtungen zu der Ansicht, dass das Nervensystem von der Erkrankung selbst mitergriffen wird und dass dadurch die mangelhafte Hirnentwicklung bedingt ist. Anormale Hirnentwicklung und anormale Schädelentwicklung sind demnach koordinierte Erscheinungen.

Die Erkrankung der Schilddrüse ist auch eine Stoffwechselerkrankung, die Schwachsinn ursächlich gegenübersteht. Durch die krankhafte Veränderung der Schilddrüse ensteht eine einer Vergiftung ähnliche Stoffwechselerkrankung. Es werden einerseits körperliche Veränderungen hervorgerufen und andererseits psychische Defekte ausgelöst. Die körperlichen Anomalien sind ein allgemeines Zurückbleiben des Körperwuchses und Hautwulstungen. Die Zunge ist dick, gross und mit vielen Rissen versehen. Unter den Achseln und am unteren Halse finden sich starke Wülste. Der Leib ist aufgetrieben. In den Fingern besteht eine starke Biegsamkeit der Gelenke. Dieselbe Hyperextension findet sich mitunter auch in den Handgelenken. Die psychischen Defekte sind die Intelligenzdefekte der Schwachsinnigen, hervorgerufen durch eine mangelhafte Hirnentwicklung.

Magen- und Darmkatarrhe werden wenig beachtet, man hofft und hofft. Oftmals handelt es sich um Erkrankungen auf rachitscher oder syphilitischer Basis. Die Kinder vertragen fast nichts, leiden oft lange, jahrelang an Diarrhöe, wodurch sehr wohl eine schlechte Ernährung des Hirnes herbeigeführt werden kann, die irgend eine Form von Schwachsinn auslöst.

Handelt es sich um ein etwas zartes Kind oder um ein solches, das wenig vertragen kann, so helfen die Eltern entweder aus eigenem Antriebe oder auf Anraten des Arztes „etwas nach mit gutem Wein". Andere wieder geben ihren Kindern, wenn sie viel schreien zur Beruhigung Alkohol. Beides ist falsch, denn Alkohol ist ein Nervengift und schädigt in jeder Form das Hirn, zumal das kindliche Hirn. Diese Kinder wollen dann erst recht nicht gedeihen, und man gibt ihnen noch mehr Alkohol und erreicht das, was man nicht wollte, eine schwere Beeinträchtigung der Gesundheit des Kindes. Wenn das Kind nach Verabreichung von Alkohol ruhig ist, so ist es eben betrunken, eingeschläfert durch den Wein. Mir sind Fälle bekannt, in denen absolut gesunde, kräftige kleine Kinder nach heimlicher Verabreichung von Branntwein oder Wein durch leichtsinnige Ammen schwer schwachsinnig oder epileptisch wurden. In einem anderen Falle meinte es der Vater mit seinem Kinde recht gut, indem er ihm jeden Abend von seinem Bier bis zu einem halben Glase zu trinken gab. Er glaubt heute noch nicht, dass sein Kind, das „bis zum 2. Jahre wie andere Kinder war" — jetzt begann das Biertrinken — durch den Alkohol geschädigt worden sei. „Der Alkohol hat noch niemandem geschadet, warum soll er gerade meinem Kinde geschadet haben?"

Auch die Syphilis gehört zu den erworbenen Ursachen. Es gibt noch immer genug leichtsinnige Eltern, die ohne ärztliche Untersuchung eine Amme zur Ernährung ihres Kindes nehmen. Eine syphilitische Amme überträgt die Krankheitserreger auf das Kind, und so kann eine Entwicklungshemmung des kindlichen Hirnes entstehen.

Typhus, Pocken, Scharlach, Diphtherie in den ersten drei Kinderjahren sind nicht selten die Ursache der Defektpsychosen. Die allgemeinen Ernährungsstörungen dieser Krankheiten können die Ernährung und das Wachstum des kindlichen Hirnes beeinträchtigen, weiter wirken sie direkt schädigend auf die Hirnrinde, und endlich haben sie nicht selten Herderkrankungen der Hirnrinde zur Folge, die ihrerseits Intelligenzdefekte bedingen können.

Herderkrankungen sind als ursächliches Moment von grosser Wichtigkeit. Der Herd selbst kann eine Geschwulst, eine Blutung, eine Thrombose usw. sein. Dieser Herd ruft an sich eine Ausfallserscheinung hervor durch Läsion einer Partie der Hirnrinde, es zeigen sich Lähmungen usw. Andererseits bleibt aber der Herd nicht auf seine ursprüngliche Grösse beschränkt, da das kindliche Hirn noch wächst; der Herd breitet sich so mehr aus, und es entstehen grössere Ausfälle intellektueller Natur durch die diffusen Herde. Während bei einem Herde des ausgewachsenen Hirnes meist nur die nächste Nachbarschaft in Mitleidenschaft gezogen wird, ist beim kindlichen Hirn die ganze Hirnrinde in Gefahr der Miterkrankung.

Den zuletzt genannten Ursachen des jugendlichen Schwachsinns schenkt man meist sehr wenig Beachtung, desto mehr der Masturbation. Man begeht hier einen Trugschluss, indem man von der Häufigkeit der kindlichen Masturbation unter Schwachsinnigen auf diese als ursächliches Moment schliesst. Der Schwachsinnige masturbiert ebenso triebartig, wie er Haare zupft, oder Nägel kaut, oder am Rockzipfel zupft, oder Schachteln sammelt usw. Ich kenne genug Schwachsinnige, die keinerlei angenehme Empfindungen dabei haben, die es nur tun, weil andere es ihnen gezeigt haben, weil sie etwas zu tun haben müssen, und da kommt ihnen der Penis im Bett sehr gelegen. Wenn die Masturbation die Ursache des kindlichen Schwachsinns sein soll, so muss erwiesen sein, dass das Kind vor Beginn der Masturbation vollständig normal gewesen ist; die Aussagen der Eltern genügen nicht, denn die Eltern haben immer normale Kinder, ihr Kind ist immer geistig gut entwickelt gewesen. Es müssen Gutachten von Fachmännern vorliegen über die Zeit vor der Masturbation, und dann noch ist es schwer zu sagen, weil auch andere Momente mitgewirkt haben können. Ich kenne bis jetzt nur einen Fall unter den 7—800 Idioten meiner Praxis, wo die Masturbation die Ursache des Schwachsinns gewesen sein soll. Der Knabe soll mit zwei Jahren exzessiv onaniert haben, doch fehlen hier die fachmännischen Angaben

über die vorherige geistige Gesundheit des Kindes. Die Gefahren der Masturbation sind bis heute noch nicht einwandfrei erwiesen, noch viel weniger die Schädlichkeit als ursächliches Symptom des Schwachsinns.

Wenn wir nun zur Prophylaxe übergehen, so wollen wir uns an die Ursachen halten und daran die Maßnahmen zur Bekämpfung anschliessen. Denn dass der bis heute beschrittene Weg der einfachen Anstaltsbehandlung der Krankheit nicht Einhalt tun kann, ist niemandem verborgen geblieben. Auch wenn die Anstalten noch so schön, noch so hygienisch einwandfrei gebaut werden, der Schwachsinn wird dadurch nie eingedämmt. Es gibt nun zwei Wege der Hilfe: die Selbsthilfe und die Hilfe des Staates. Ethisch ungleich höher steht die Selbsthilfe, da sie die moralischen und ethischen Kräfte des Einzelnen und der Gesamtheit entfacht und die Verantwortung jedem Einzelnen mit überträgt. Wenn man immer nach Staatshilfe schreit, so entbindet man den Einzelnen seiner Verpflichtung der Gesellschaft gegenüber, man verurteilt grosse Massen zum ethischen Indifferentsein, was wiederum der staatlichen Hilfe eminente Schwierigkeiten entgegenstellt. Was die Gesellschaft verschuldet hat, soll sie versuchen, selbst wieder wett zu machen und erfreulicherweise sind in unserem Volke immer noch genug Ansätze dafür vorhanden, dass man selbst die verloren gegangenen Werte wieder heben will. Je mehr man dem Einzelnen auferlegt, desto mehr wachsen seine ethischen Kräfte, desto grösser wird sein Verantwortungsgefühl, desto mehr fühlt er sich schuldig an dem allgemeinen Abstieg der geistigen und moralischen Gesundheit unseres Volkes, desto energischer wird er seinerseits bestrebt sein, in seiner Umgebung früchtetragend zu wirken.

Noch ein anderes verpflichtet zur Eigenhilfe. Die Staatshilfe kann niemals so allumfassend und durchgreifend wirken, da es die kleinen, feinen imponderabilen Ansätze und Veranlassungen nicht treffen kann, da seinen Maßnahmen in der Persönlichkeit des Einzelnen immer Schranken gesetzt sind. Es müssen dann immer unerfüllte Wünsche bleiben, immer wird es Hintertüren und Kautschukparagraphen geben, die eine strenge Durchführung der getroffenen Maßnahmen oft illusorisch erscheinen lassen. Aus kleinen Ursachen entstehen oft Wirkungen von ungeahnter Tiefe und Nachhaltigkeit, die der Staat nicht in den Bereich seiner Vorschriften einbeziehen kann. Alle die internen erziehlichen oder zersetzenden Einflüsse der engsten Gemeinschaften kann der Staat niemals treffen, er würde zu weit die Rechte des Einzelnen beschneiden müssen, was nie geduldet werden kann.

Im Kampf gegen die Degeneration, die tagtäglich mehr um sich greift, kann die Eigenhilfe mehr wirken als staatliche V orschrifte Jeder, der erkannt hat, dass die Volksgesundheit und -sittlichkeit sich in absteigender Linie bewegen, muss an seinem Teile dahin wirken, dass hier Einhalt geboten wird. In erster Linie sind es die Aerzte und

Hygieniker, die in gemeinverständlicher Form die Ergebnisse ihrer Sammelarbeiten und Forschungen über die Gesetze der physiologischen und pathologischen Erblichkeit der breiten Oeffentlichkeit zugänglich machen sollen. Das Volk muss erkennen, dass durch zunehmende Schwäche der Erzeuger die Erzeugten minderwertig oder geschwächt zur Welt kommen, dass die Geschlechtszellen durch Alkoholismus, Syphilis, Geistes- und Nervenkrankheiten, Stoffwechselerkrankungen ungenügend entwickelt sind, dass durch diese Beschädigungen der Keimzellen die Frucht selbst nicht normal und gesund sein kann.

Wenn wir nun auf die intrauterinen Beschädigungen der Frucht durch Entzündungen der Hirnhäute oder des Hirnes durch Thrombosen und Blutungen oder Geschwülste innerhalb des Hirnes und der Häute desselben Bedacht nehmen, so ist ohne Schwierigkeiten jedem verständlich zu machen, dass durch diese Schädlichkeiten das Hirn einer degenerierten Frucht weit eher geschädigt werden kann, als das Hirn einer gesunden, widerstandsfähigen Frucht. Die Abstammung von Degenerierten schafft im Nervensystem des Erzeugten einen locus minoris resistentiae. Diese Wahrheiten müssen Eigentum der breiten Oeffentlichkeit werden, dann wird sich schon gar manches ändern. Die ebenso alte, als grundfalsche Annahme „vom Gesundheiraten“ wird verschwinden, man wird über diese Einfalt lachen. Zuzugeben ist, dass das geregelte Leben innerhalb der Ehe das Allgemeinbefinden der Ehegatten heben kann, aber niemals kann durch den Geschlechtsgenuss die Nervenkraft zunehmen, wie man doch annimmt. Neurasthenische, hysterische, epileptische und andere Geistes- und Nervenkranke gehören in die Behandlung des Arztes, aber nie in die Ehe als letzte Möglichkeit der Gesundung. Die Ehe ist kein Sanatorium, kein Krankenhaus. Wenn irgend jemand einem andern bewusst oder unbewusst und unabsichtlich einen Schaden in geistiger oder körperlicher Hinsicht zufügt, wird er als Verbrecher bestraft. Was ist es anders, wenn ein Degenerierter ein junges Mädchen oder umgekehrt heiratet; schadet er nicht dem andern Teile der Ehe, wenn nicht in körperlicher, so doch in geistiger Weise? Und wie viele versündigen sich an ihrer Nachkommenschaft. Ist das kein Verbrechen, wenn ein notorischer Trinker, oder Syphilitiker seine Kinder körperlich und seelisch vernichtet? Das Verantwortlichkeitsgefühl muss nach dieser Richtung wachgerufen werden, was am ehesten geschieht durch eine umsichtige Aufklärung, die Schritt für Schritt vordringend, das Interesse breiter Kreise sucht und die nicht das Kind mit dem Bade ausschüttet. Malt man gleich schwarz in schwarz, so ist der Erfolg gleich Null, man verlacht den Fanatiker seiner Forschungen und Erkenntnisse und spricht ihm die klare Erkennung der Tatsachen im Leben ab. Wozu stehen die vielen Präparate in den medizinischen Kliniken im Regal? Nur damit sie die Studenten dann und wann ansehen, damit sie irgend jemand

gelegentlich zu einer wissenschaftlichen Arbeit ausgräbt? Nein, der Oeffentlichkeit sind sie zu zeigen, in hygienischen Kursen kann man sehr wohl sein Publikum so schulen, dass es nicht zur Befriedigung seiner Neugier oder gar noch aus andern, niederen Gründen Kenntnis von diesen Präparaten nimmt, sondern dass es von der ehrlichen Absicht beseelt, etwas zu lernen im Interesse der Allgemeinheit, seine Kenntnisse wieder weiteren Kreisen zugänglich macht.

Wenn die Eltern der Brautleute sich vor der Hochzeit ihrer Kinder über beide ein ärztliches Gutachten geben lassen wollen, so würde es zwar manche Tränen und Enttäuschungen geben, aber auch die Beteiligten würden, sobald sie die Tragweite dieser fürsorglichen Weigerung der Eltern erkannt haben, dieselbe gut heissen. Denn ich glaube niemals, dass sich zwei Menschen miteinander verbinden wollen, wenn sie mit Sicherheit Kummer und Herzeleid zu erwarten haben. Soweit muss die hygienische und soziale Erziehung kommen.

Da wir aber nicht so lange warten können, bis diese Erkenntnisse Eigentum des ganzen Volkes geworden sein werden, ist ein Eheverbot Degenerierter staatlicherseits zu verlangen, welches sich selbstverständlich immer auf ein ärztliches Zeugnis stützen muss. Jedoch ist dies aber keineswegs das Allheilmittel, das alle Minderwertigkeit tilgt. trifft es doch alle unehelichen Geburten nicht. Und wenn das Gesetz die Ehen Degenerierter verbietet, so wird es genug gewissenlose Menschen geben, die in wilder Ehe leben oder sonst für minderwertigen Nachwuchs sorgen. Als ultima ratio kann nur die Kastration degenerierter Männer und Sterilisation degenerierter Frauen in Betracht kommen. Unserm Empfinden ist diese Forderung noch ungeheuer, unmenschlich, ja barbarisch. Ich kann das durchaus nicht finden. Ebenso wie die Gesellschaft verlangt, dass sie geschützt wird vor Geisteskranken und Kriminellen, kann sie Schutz verlangen vor minderwertiger und krimineller Nachkommenschaft. In Connecticut und Indiana besteht schon das Gesetz der Kastration der Gewohnheitsverbrecher, besonders Notzüchtiger und der unheilbar Blödsinnigen. Ein Sachverständigenkollegium — Verwaltungsrat der Anstalt, der Oberarzt und zwei Chirurgen — entscheiden über die Notwendigkeit der Kastration. Und vor ganz kurzer Zeit ist im Staate New York ein Gesetzentwurf angenommen, der die Einrichtung einer Behörde bestimmt, die den Titel „Prüfungsamt für Schwachsinnige, Verbrecher und andere Minderwertige“ erhalten soll. Sie wird sich aus einem Chirurgen, einem Nervenarzte und einem praktischen Arzte zusammensetzen. Diese Aerzte erhalten die Aufgabe, zunächst die Insassen der Gefängnisse daraufhin zu untersuchen, ob nach der Gesamtheit ihrer Eigenschaften die Gefahr vorliegt, dass sie verbrecherische Neigungen, Geisteskrankheit oder Schwachsinn auf ihre Nachkommen fortpflanzen können. Im Falle der Bejahung sollen sie dann durch Operation daran

verhindert werden. Ausserdem soll im einzelnen Falle auch darüber entschieden werden, ob der Geisteszustand solcher Männer durch andere chirurgische Eingriffe verbessert werden könnte. — Einige Staaten haben also unsere Forderung fast erfüllt? andere werden bald folgen. Was hindert uns, es auch zu tun, da bei uns die Verhältnisse keineswegs besser liegen?

Und nun noch die Eigenhilfe des Volkes. Auf breiter Basis müssen Bestrebungen einsetzen, das moralische Niveau des Volkes zu heben und die Vergnügungssucht, die Gier nach Geld und Reichtum herabzusetzen. Das Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen ist zu heben und die Selbstbeherrschung zu stählen. Doch nützt hier alles Reden nichts. Richtet euch nach meinen Worten aber nicht nach meinen Taten darf hier nicht Grundsatz werden. Derjenige, der andern bessere Wege zeigen will, muss sich selbst beherrschen gelernt haben, er selbst muss alle seine Taten sozial gemessen und ethisch gewertet haben. Er muss selbst den andern durch sein Leben den Weg zur reineren, tieferen Genussfähigkeit vorleben. Heute glaubt der ein besonders tüchtiger Mensch zu sein, der auf keinem Vergnügen gefehlt hat, der alle sumpfigen Winkel der Großstadt kennt, der ohne Gewissensskrupel bestrebt ist, reich zu werden auf jeden Fall, auch um die Existenz anderer. Der Weg, der über Leichen seiner Vordermänner geht, ist ein oft begangener. Diese unmoralische Lebens- und Denkweise bedingt eine moralische Degeneration, wenn nicht schon mehr, die im Interesse der Volkssittlichkeit und Volksgesundheit tief zu beklagen sind, da sie nicht ohne Wirkung sind auf die Zukunft. Kinder, die von solchen Eltern stammen, die in dieser Atmosphäre aufwachsen, die diese Strebungen der Eltern mit der Muttermilch einsaugen, denen sich die Unmoral vom ersten Tage an aufdrängt, müssen ethisch und körperlich und geistig degenerieren. Wenn ein Kind körperlich gedeihen soll, so muss es frische Luft und Sonnenlicht haben, wenn ein Kind ethisch sich normal entwickeln soll, so bedarf es erst recht reiner Luft, Licht und Sonnenschein. Mehr Achtung vor den Rechten anderer, mehr Verantwortlichkeitsgefühl, mehr Selbstbeherrschung, reine edle Freuden, das sind die Wege der Regeneration.

Sehr eng mit der Degeneration ist der Alkohol verbunden, ja man kann sagen, dass er in vielen Fällen die Ursachen der geistigen, sittlichen und körperlichen Verwahrlosung ist. Genau so, wie durch die Degeneration im allgemeinen die Keimzellen geschädigt werden, wirkt der Alkohol nachteilig auf dieselben. Diese Wirkung tritt nun aber nicht erst ein, wenn der Betreffende ein notorischer Trinker mit täglichem Rausch ist, sondern weit früher. So ist es zu verstehen, dass Erstgeborene unter den Nachwirkungen des in den Hochzeitstagen genossenen Alkohols minderwertig oder nervenschwach werden. Eine einzige starke Alkoholisierung genügt, um die Keimdrüse momentan zu schädigen; tritt

jetzt eine Konzeption ein, so kann sehr wohl ein Minus in irgend einer Form sich geltend machen. Beim Alkoholisten finden wir Herzfehler, Erkrankungen des Nervensystems, Arterienverkalkung, Leberkrankheiten. Diese Erkrankungen setzen die Leistungsfähigkeit eines Menschen herab, sie degenerieren den Körper und schädigen so die Nachkommen.

Der Kampf gegen den Alkohol ist so unendlich schwer, weil man mit der so viel gepriesenen Mässigkeit die Erfolge herabsetzt. Was ist denn mässig? Der eine verträgt viel — er glaubt bei 6—8 Halben noch mässig zu sein, — der andere verträgt wenig, und beide glauben, dass keinerlei Schaden für ihre Gesundheit zu befürchten sei. Auf keinen Fall können sie sich zu der Ansicht bekennen, dass ihre Nachkommen ev. geschädigt werden könnten. Ihnen ist auch nicht verständlich zu machen, dass auch ganz geringe Quantitäten Alkohol, täglich in derselben Dosis genossen — Dämmerschoppen — den Körper schädigen, auch ohne dass sie es merken, dass ihr Körper widerstandslos wird, dass ihre Nervenkraft sinkt, und dass auf Grund dieser allgemeinen Schwächung des Körpers kein gesundes Geschlecht erblühen kann, auch dann nicht, wenn wir von den direkten Schädigungen der Keimzellen noch absehen wollen.

Allgemein gehaltene Belehrungen und Aufklärungen nutzen sehr wenig, der gelegentliche Kampf gegen den Alkohol zersplittert sich, viel schärfer und besser organisiert muss der Angriff auf ganzer Linie einsetzen. Zahlen beweisen, ihnen mit ihrer Nüchternheit glaubt man immer noch, wenn man auch diese Beweise als von Fanatikern künstlich aufgerichtet hinzustellen sich bemüht. Nach Scholz fallen 180000 Vergehen und Verbrechen jährlich in Deutschland ganz oder teilweise dem Alkohol zur Last, 1300 Unglücksfälle, 1600 Selbstmorde, 30000 Deliranten und andere Geisteskranke verdanken ihm ihr Leiden, und 32000 Menschen versinken mit seiner Hilfe in Armut. Dies gewaltige Elend durch den Alkohol! Und dazu sind diese Zahlen noch nicht einmal erschöpfend, weil viele Menschen eben den Strafrichter streifen, andere nicht in öffentliche Armenpflege oder in öffentliche Kliniken kommen. Sehr viele lassen sich privatim behandeln. Also noch weit grössere Zahlen würden wir haben, wenn wir diese Menschen alle mit in Anrechnung setzen wollten.

Diese Zahlen reden eine deutliche Sprache: Der Alkoholgenuss ist nicht private Angelegenheit des Einzelnen, sondern eine sehr ernste Sache der Allgemeinheit. Es kommt gar nicht darauf an, ob Müller oder Bierhuber ein oder zwei Maß Bier mehr oder weniger trinkt, ob einer einige Schoppen Wein mehr trinkt oder nicht, die Alkoholfrage ist ein soziales Problem erster Ordnung, an dessen Lösung jeder einzelne mitarbeiten soll und muss. Jeder einzelne soll durch sein Beispiel vorbildlich wirken, damit es dieser oder jener in seinem Büro, in seiner

Werkstatt, in der Fabrik oder sonstwo auch versucht, mit weniger Alkohol auszukommen. Und bei öffentlichen Festen, bei Gesellschaften und Familienfeiern kann doch heute schon jeder mit Wasser oder stark verdünntem Wein sogar den Kaisertoast ausbringen. Ein Beispiel kann da oft mehr Nachahmung finden, als man glaubt, gibt es doch genug Menschen, die an sich gar nichts nach starkem Trinken fragen, die aber allein den Mut nicht finden, es öffentlich zu tun. Aber auch der Alkoholiker kann indirekt Gutes wirken, wenn er, der nun einmal nicht von seiner Unmässigkeit lassen will, den Nichttrinkenden wenigstens nicht verspottet und verhöhnt ob seiner Abstinenz; es ist doch wahrlich mannhafter, unter lauter Alkoholikern nicht zu trinken, als den einen zu verulken. Man wirft den Antialkoholikern gern Intoleranz vor, nun ich weiss nicht, was toleranter ist, den Alkoholiker trinken zu lassen oder den Nichttrinkenden zu verhöhnen. Selbstverständlich soll der Antialkoholiker sich nun und nimmer desselben Vergehens schuldig machen, trotzdem sein Vorgehen ein segensreiches ist, nur aus dem einfachen Grunde, weil er unter allen Alkoholikern niemals Erfolg haben wird, er arbeite in der Stille.

Wenn sich die Aerzte entschliessen könnten, den Alkohol von ihrer Drogenliste zu streichen, wenn sie in ihrer Praxis allen durch Alkohol Geschädigten das weitere Trinken verbieten wollten, so kämen wir rüstig voran. Aber das will immer noch nicht gehen, weil viele Aerzte glauben — und es ist in Wahrheit auch so — dass sie manchen Patienten verlieren werden, wenn sie ihm den Wein oder das Bier untersagen, wenn sich aber viele Aerzte finden würden, so müsste es gehen. Es ist eine alte Ausrede der Alkoholiker, dass die Aerzte es gestatten. Gewiss, ein wenig Alkohol schadet nicht viel, aber was ist wenig? Niemand wird jemals den Alkohol von der Erde vertilgen, es ist auch gar nicht nötig, nur müssen die Menschen besser erzogen werden, dass sie sich mehr in der Gewalt haben.

Welche Schädlichkeiten der Alkohol anrichtet, beweist wieder die Sterblichkeitstabelle: In Bayern, dem gesegneten Lande der Maßkrüge, wurden im Jahre 1910 237 000 Kinder geboren, darunter waren 6500 Totgeburten, 69 000 starben im ersten Lebensjahre, von 1000 Geborenen erreichten nur ungefähr 700 das zweite Lebensjahr. Genau so war die Kindersterblichkeit in Norwegen vor ungefähr 80 Jahren, als noch in jedem Hause die Destillierblase stand und der Alkoholverbrauch fast der grösste in Europa war. Heute, wo Norwegen zu den nüchternsten Ländern gehört, ist sie auf 60—80 pro 1000 gefallen. — Kann man da den Zusammenhang der Kindersterblichkeit mit dem Alkohol noch leugnen?

Wer aber trotz aller Belehrungen nicht von seinem Maßkrug lassen kann, den soll die Gesellschaft dazu zwingen. Ich kann auch wiederum in dieser Maßnahme keinen Eingriff in die persönliche Freiheit des Ein-

zelnen sehen. Die Gesellschaft hat das Recht, diejenigen unschädlich zu machen, die gesellschaftsfeindlich sind, die der Gesellschaft schaden. Schadet nun der Alkoholiker der Gesellschaft nicht ebenso sehr wie der Verbrecher? Interniert man diese, warum jene nicht? Ich sehe in einer Trinkerzwangserziehung darum nichts Unrechtes. Wer absolut sich betrinken muss, dem nehme man zwangsweise die Möglichkeit dazu durch die Trinkerzwangserziehung. Gemeint sind Anstalten, die auf der Basis der freien Arbeitsgemeinschaften jedem sein Recht lassen, die sogar jeden verpflichten, an seinem Teile und seinen Fähigkeiten entsprechend für seinen Unterhalt und die auf ihn entfallende Quote des Betriebes zu zu verdienen. Wenn der Staat diese Maßnahme einführen wollte, würde es bald keine unmässige Trinker mehr geben. Wer zwei Jahre in der Anstalt gewesen ist, wird probeweise entlassen, bewährt er sich, bleibt er frei, im anderen Falle wird er wieder interniert, und diesmal länger.

Ein anderes Gesetz, das vielleicht weniger grausam ist, das dadurch vielleicht mehr Anhänger finden könnte, wäre ein solches, das den Alkoholausschank beschränkt, das denjenigen bestraft mit hohen Geld- und Freiheitsstrafen im Wiederholungsfalle, der Betrunkenen noch weiter Alkohol verabreicht, oder der einem Gaste soviel Alkohol gibt, dass er betrunken wird. Dieses Gesetz darf sich aber nicht nur auf Gastwirte beschränken, sondern muss auf den privaten Alkoholkonsum ausgedehnt werden, wenngleich hier die Kontrolle erschwert ist. Weiter kann der Staat helfen, indem er weniger freigebig in der Erteilung der Schankkonzessionen ist. Auch die Ausbeutung des Alkoholikers durch das Grosskapital, das nur seinen Vorteil — Erhöhung des Konsums — im Auge hat, muss staatlicherseits lahmgelegt werden. Daneben muss sich der Staat für verpflichtet halten, die Bestrebungen des Kampfes gegen den Alkohol zu unterstützen, und seinerseits soll er Sorge tragen für eine Aufklärung im grössten Stile.

Der Kampf gegen den Alkohol muss in erster Linie versuchen, die Jugend für sich zu gewinnen. Auch da kann der Staat sehr wohl ein Gesetz erlassen, welches den mit hohen Strafen belegt, der Kindern und Jugendlichen Alkohol verabreicht. Es liegt der Jugend gar nicht, sich in alkoholistischen Orgien zu ergehen; sie will etwas ganz anderes, und nur in dem völligen Fehlen dieser Kinderfröhlichkeit sucht sie andere Genüsse, und weiter sind wir selbst daran schuld, wenn wir unseren Kindern ein so schlechtes Vorbild sind. Doch über diese erziehlichen Maßnahmen später.

Derselbe Volksfeind ist die Syphilis. Auch hier soll die Eigenhilfe der Staatshilfe vorausgehen. Aufklärung und Belehrung über die Geschlechtskrankheiten stehen in erster Linie. Es ist kaum glaublich, wie unwissend selbst gebildete Menschen auf dem Gebiete der Geschlechts-

krankheiten sind. Viele halten eine syphilitische Infektion für nicht schlimmer als irgend eine andere Infektion, sie legen daher wenig Wert auf eine sachgemässe sofortige Behandlung, verschleppen die Krankheit, fallen schliesslich Pfuschern in die Hände und erschweren dadurch die Heilung, wenn diese nicht sogar unmöglich gemacht wird durch diesen sträflichen Leichtsinn. In gewissen Kreisen gilt es als besonders tüchtig, wenn einer oft geschlechtlich erkrankt war. Der „Kavaliertripper" ist keine erfundene Geschichte. Wenn so mancher Mann wüsste, was es mit einer syphilitischen Infektion auf sich hat, dass er sich, seine Frau und seine Kinder zeitlebens schädigen kann, dass er sie seelisch und körperlich ruiniert, dass er durch seine Ausschweifungen der Mörder seiner Familie werden kann, mancher würde sich doch wohl überlegen, ob er einer augenblicklichen sexuellen Reizung folgen und zu einer Prostituierten gehen soll. Die Aufklärung allein tut es nicht, wie wäre es denn möglich, dass gerade junge Studenten der Medizin so häufig infiziert werden, die doch den Ernst der Sache kennen?

Wir müssen wohl oder übel den Schutz gegen die Infektionen besser organisieren. So lange wir die Infektionsmöglichkeit nicht auf das denkbar niedrigste Maß herabdrücken, werden wir nicht helfen können. Die bis jetzt geübte Kontrolle der Mädchen genügt nicht, es muss die Kontrolle auch auf die Männer erstreckt werden, um die Prostituierten selbst vor Infektionen zu schützen. Sie haben dasselbe Recht geschützt zu werden, wie der Mann. Es liesse sich ohne viel Schwierigkeiten in jedem Bordell ein Sanitätsbeamter stationieren, der die Männer bei ihrem Eintritt untersucht. Das kann sehr dezent gehandhabt werden. Wer infiziert ist, muss gezwungen werden zu einer öffentlichen Behandlung, wenn er nicht die Garantie erbringt, dass er sich privatim sachgemäss behandeln lässt. Und über die Kosten braucht man sich gar nicht zu unterhalten, die werden von den Bordellbesuchern aufgebracht. Für den Mann ist es leicht, dass er während der Zeit der Infektion sich jeglichen Geschlechtsverkehrs enthält, was macht aber die Prostituierte? Wovon lebt sie? Es muss eine neue Art Fürsorge einsetzen, die grosszügig genug ist, den Mädchen ihren Beruf nicht immer vorzuhalten, die nicht in pietistisch frömmelnder Weise mit der körperlichen Krankheit auch die Seelennot der Prostituierten beseitigen will. Ich weiss, dass viele wussten, dass sie infiziert waren, aber trotzdem weiter ihren Beruf ausübten, „weil sie doch nicht verhungern können". Man sollte anstatt immer nur verächtlich auf diese Wesen herabzusehen, versuchen, ihnen zu einer höheren Auffassung ihres Berufes zu verhelfen, denn die Prostituierte kann sehr wohl veredelnd auf die Männer wirken, die zu ihr kommen, sie kann der tierischen Brunst steuern und den ganzen Akt auf eine sittlich viel höhere Stufe heben. Man redet so viel vom Retten dieser Mädchen, und weiss gar nicht, ob sie sich retten

lassen wollen. Im Retten liegt m. E. gar nicht die Aufgabe der Arbeit an diesen Menschen, sondern darin, dass wir für menschenwürdige Verhältnisse sorgen, dass wir das Verantwortungsgefühl dieser Mädchen schärfen, dass die Frauen sich entschliessen, in ihnen auch Angehörige ihres Geschlechtes zu erblicken, denn wenn die Prostitution eine Notwendigkeit ist, muss sie zur Institution erhoben werden. Geben wir aber der Prostituierten eine menschenwürdige Stellung, so wird sie dies zu würdigen wissen, so werden sie sich in den Rahmen der Gesellschaft selbst eingliedern, deren Schutz sie geniessen. In demselben Maße, wie wir zu einer Reform der Ehe kommen, wird die Prostitution aufhören volkszersetzend zu wirken. Unsere Ehe muss ebenfalls auf ein höheres sittliches Niveau gehoben werden, dass sie das Ziel der jungen Menschen zu bilden vermag.

In gleicher Linie steht die Aufklärung über die künstlichen Antikonzeptionsmittel. Die meisten, die sich derselben bedienen, glauben gegen Ansteckung und Elternschaft gesichert zu sein. Das ist nun beides nicht der Fall. Der Kordon schützt günstigstenfalls vor einer Konzeption, die Ansteckungsgefahr bleibt bestehen; sie wird sogar vergrössert, weil der Mann sich sicher fühlt und vielleicht die anderen notwendigen Reinigungen unterlässt. Noch unsicherer sind die chemischen Mittel, welche Ansteckung und Konzeption auf chemischem Wege verhindern sollen, aber beides nicht tun, da trotzdem Syphilisgift in die Harnröhre oder in eine kleine Wunde eindringen kann. Weiter sind alle diese Mittel eine Gefahr, weil sie zur häufigen Ausübung des Geschlechtsaktes die Veranlassung sind, wodurch schon an sich eine gesundheitliche Schädigung herbeigeführt werden kann. Der am meisten schädigende Einfluss ist aber der moralische, indem jedes Verantwortungsgefühl herabgedrückt wird und der Geschlechtsakt zu einer sinnlich-tierischen Befriedigung herabsinken muss, andererseits der Ausbreitung der Geschlechtskrankheiten Vorschub geleistet wird.

Der Kampf gegen die Syphilis wird aber so lange erfolglos bleiben, solange der Alkoholismus nicht sieghaft bekämpft ist, da die meisten sexuellen Exzesse im Alkoholrausch begangen werden. Ein normaler Mann wird wohl kaum zu einer Prostituierten gehen, er tut es bei beschränkter Selbstbestimmung und Urteilsfähigkeit. Ich habe stets, wenn ich von einer Infektion hörte, nach den Begleitumständen gefragt und fast immer die Antwort erhalten: es war nach einer durchkneipten Nacht, nach einem Herrenessen, nach einem Kommerse, nach einem Festakt usw. Der Kampf gegen Alkohol und Syphilis müssen Anfang und Ende aller Aufklärungen und Belehrungen sein.

Die Tuberkulose kann ev. auch Schwachsinn auslösen, weshalb auch hier anzugreifen ist. Belehrung kann schon viel Gutes wirken, wenn man auf mehr Reinlichkeit, peinliche Beseitigung des Auswurfes,

frühes Aufsuchen des Arztes, Vermeiden von Einatmen schlechter Luft, Beachten von Erkältungen, Vermeiden starker Erhitzung usw. Gewicht legt. Gerade die Schwindsüchtigen sind die Kranken, die wohl am wenigsten von dem Ernst ihrer Krankheit wissen wollen, sie alle wollen nicht glauben, dass sie ernstlich krank sind. Dazu kommt noch, dass gerade sie sexuell sehr leicht erregbar sind, was doppelte Schädlichkeiten nach sich zieht, in Hinsicht auf das Kind und auf die eigene Gesundheit. -- Auch der Staat muss eingreifen, er muss für die Patienten sorgen, muss verlangen, dass jeder in Behandlung geht, und dann muss er es sich angelegen sein lassen, nicht alle Grade der Erkrankung in einem Sanatorium zu verpflegen. Die leichter Kranken gesunden nicht, weil sie seelisch so entsetzlich leiden. Sobald ein neuer Patient ankommt, interessiert man sich für den Grad seiner Erkrankung, man hört auf sein Jammern und unterhält sich nur von den Leiden der Patienten. Fehlt einmal einer bei Tisch, so beunruhigt das viele, man forscht nach dem Grunde und findet immer eine Verschlimmerung des Zustandes. Sieht jemand einmal schlechter aus, so fühlt er sich veranlasst, jedem sein Leid zu erklären, und auf diese Weise kommen die Patienten nicht zur Ruhe. Unheilbar Kranke sind dauernd und abgesondert von den andern zu verpflegen. -- Wohnungsinspektionen sind einzurichten, die der Gesundheitspolizei diejenigen Wohnungen bezeichnen, die gesundheitswidrig sind. Eine rationelle Bodenreform muss das Spekulieren mit Grund und Boden unmöglich machen, da das Grosskapital nur den einen Gesichtspunkt hat, den Boden in seinem Werte zu steigern, was eine erhebliche Steigerung der Mieten zur Folge haben muss. So müssen sich viele Menschen mit minderwertigen Wohnungen begnügen. Durch die Kurzsichtigkeit vieler Stadtverwaltungen sind die freien Plätze innerhalb der Stadt verschwunden, für ihre Wiederbeschaffung ist Sorge zu tragen. Die Fabriken sind an die Peripherie der Städte zu verlegen. Spielplätze für die Jugend sind zu schaffen. Grosse Aufgaben!! Wann kommt ihre Verwirklichung?

Nunmehr hätten wir der Schädlichkeiten des kindlichen Hirnes zu gedenken, die durch Verletzung der graviden Mutter oder eine verlangsamte Geburt bedingt werden. Die Natur hat schon fürsorglich die Frucht im Mutterleibe geschützt, doch kann die Mutter selbst durch Ueberanstrengung sich und dem Kinde schaden. Wenn auch eine körperliche Arbeit während der ersten Monate der Schwangerschaft nicht schadet, so ist selbige innerhalb der letzten drei Monate einzustellen. Die Bestrebungen des Mutterschutzes gehen dahin, aber wenn nicht grosse Mengen des Volkes dieselben Forderungen stellen, so kommen wir nicht schnell genug weiter. Gewiss, es ist schon etwas erreicht, wenn Arbeiterinnen vor und nach Niederkunft im ganzen acht Wochen nicht beschäftigt werden dürfen. Ihr Wiedereintritt in die Arbeit ist an einen

Ausweis geknüpft, dass seit ihrer Niederkunft wenigstens sechs Wochen vergangen sind. Zwei Wochen entfallen davon auf die Gravidität. Viel zu wenig. Und die Heimarbeiterinnen werden davon alle nicht betroffen. Krankenkassenmitgliedern wird im Fall einer Entbindung ein Krankengeld sechs Wochen lang gewährt. Alles ganz gute Ansätze, doch was soll eine Frau mit dem wenigen Krankengelde beginnen. Schon vorher braucht sie Geld? mehr Geld, um sich gut zu nähren und alles für die Entbindung herzurichten. Eine neue Versicherung muss eingeführt werden, die den Müttern in dieser Zeit das nötige Geld gewähren. Karlsruhe ist bahnbrechend vorgegangen durch eine Mutterschaftskasse, die allen Versicherten je nach der Länge der Mitgliedschaft 20, 30 oder 40 Mark ausbezahlt. Diese Anfänge bedürfen weiterer Unterstützung. Die Selbsthilfe allein genügt nicht, ein Gesetz ist zu erlassen, welches Arbeitgeber und Arbeitnehmer zu Beiträgen verpflichtet. Ruhe während der Schwangerschaft ist das beste Prophylaktikum gegen Frühgeburten.

Eine gravide Frau bedarf mehr als jede andere Person des Schutzes der Gesellschaft. Mehr Achtung und Ehrfurcht vor der Frucht im Mutterleibe muss dem Volke eingeimpft werden. Wenn auch zuzugeben ist, dass nach unsern heutigen Begriffen, eine gravide Frau kein ästhetisch schöner Anblick ist — es war nicht immer so, z. B. während der Renaissance — so muss man doch einem Wesen, das unter grossen persönlichen Unbequemlichkeiten, Unannehmlichkeiten und Schmerzen zur Erhaltung der Rasse beiträgt, mit grosser Achtung begegnen, alles Schimpfen, Höhnen, Schlagen und Stossen ist ernstlich zu unterlassen. Wenn solch ein Rohling nur immer daran denken wollte, dass er auch diesen Werdegang gegangen ist, dass seine Mutter, Schwester und Frau in dieselbe Lage kommen, und was er sagen würde, wenn sich ein brutaler Patron in gemeiner Weise an diesen vergriffe, mit einem Schlage wären viele Angriffe auf gravide Frauen unmöglich gemacht und diese geschützt. Dies Gefühl der Achtung muss grossgezogen werden.

Sehr im argen liegt die Hebammenfrage. Wie viele Hebammen verschulden durch ihren sog. Ehrgeiz, durch schreiende Unwissenheit, durch Leichtsinn eine Schwergeburt mit ihren Nachteilen für Mutter und Kind. Wie oft glaubt die Hebamme das Kind selber holen zu können, was sie nicht soll und darf. Solange wir nicht gebildete Frauen als Hebammen haben, werden diese Klagen nicht aufhören. Dass sich keine gebildete Frau diesem Beruf widmen will, liegt nicht an der Nichtachtung desselben an sich, denn es ist mindestens so verantwortungsschwer und Umsicht fordend, einer Mutter und ihrem Kinde gerecht zu werden, als einen Kranken zu pflegen. Der Grund liegt nur in der minderen Wertschätzung der Personen, die den Beruf ausüben, es besteht nun einmal ein Vorurteil gegen diesen Stand; das ist absurd, aber nicht von heute auf morgen zu beseitigen. Jede Mutter wünscht sich wohl

während der Entbindung und nachher eine liebevolle, gebildete Frau, die es versteht, ihr die Unannehmlichkeiten leicht zu machen durch ein freundliches anteilnehmendes Wort, durch zarte Behandlung. Aber wenn diese Hebamme nach der Zeit ihrer beruflichen Arbeit mit derselben Dame, die sie jetzt so geschätzt hat, gesellschaftlich verkehren wollte, so würde man ob dieser Anmassung sprachlos sein. Verbannen wir unser Vorurteil, und wir bekommen gebildete Hebammen, deren Vorzug sonnenklar zutage liegt.

Wenden wir uns jetzt zu der Prophylaxe der erworbenen Ursachen. Kinder belasteter Eltern sind Schädlichkeiten viel eher ausgesetzt, als Kinder gesunder Eltern, da die schlummernde erbliche Anlage den Schädlichkeiten nicht so spannkräftig gegenübersteht wie eine widerstandsfähige gesunde Psyche. Der geringere psychische Widerstand der Kinder belasteter Eltern wirkt somit verstärkend beim ev. Ausbruch einer Geisteskrankheit, so dass alle die prophylaktischen Maßnahmen hier in Betracht gezogen werden müssen, welche auf eine Hebung der Gesundheit der Erzeuger hinausläuft. Sodann ist insbesondere auf eine rationelle, Körper und Geist berücksichtigende Erziehung Bedacht zu nehmen. Wir müssen bestrebt sein, den Kindern all das zu bieten, was eine gesunde Volkshygiene als notwendig und führend anerkannt hat. Da steht nun wieder die Wohnungsreform und die Frauenarbeit obenan. Der Aufenthalt in dumpfen, schlecht ventilierten, niedrigen, kalten feuchten Schlaf- und Wohnzimmern ist dem Ausbruch oder der Ausbreitung der Rachitis förderlich. Es ist doch wahrhaftig unserer Zeit unwürdig, in der man gern in alle Welt die Forderung hinausträgt: Jedem Deutschen wöchentlich sein Bad, und in der lange nicht jedes Kind seine eigene Lagerstätte hat. Es kann sich kein Mensch gesund entwickeln, nicht körperlich, nicht seelisch, der mit 1—3 Personen, Kindern und Erwachsenen das Bett teilen muss. Weiter ist die Säuglingspflege und Ernährung besser zu organisieren und zu kontrollieren, sie dürfen nicht diesem oder jenem Vereine oder Privatversonen beliebig überlassen werden. Hier bieten sich so viel neue Frauenberufe; unsere gebildeten Frauen schreien nach Arbeit, hier bietet sie sich ihnen an in einer ihrem Wesen entsprechenden Form.

Wenn einmal die gewerbliche Frauenarbeit beschränkt oder gar verboten sein wird, wenn die Frau dem Hause wiedergegeben ist, dann werden auch mancherlei Ursachen schwinden, die der Entwicklung des jugendlichen Schwachsinns förderlich sind. Diese Frage der Aufhebung der Frauenarbeit ist aber nicht so leicht gelöst, denn mit dem Momente, wo die Frau nicht mehr gewerblich sich betätigen darf, ist sie noch lange keine Hausfrau geworden. Ich kenne viele Frauen, die absolut nicht dazu zu bewegen waren, zu Hause zu bleiben, sie wollen nichts mit der Wirtschaft zu tun haben, weil sie nichts davon verstehen. Unsere

Mädchen müssen besser hauswirtschaftlich erzogen werden, damit sie einst, wenn sie heiraten, auch wirklich einen Haushalt führen können. Aber gesetzt den Fall, wir hätten die Mutter auch als Hausfrau wieder im Hause, so würde unsere Jugend besser beaufsichtigt und vor allem beschäftigt sein. Man sehe sich doch die Jugend der Großstadt an, die meiste Zeit verbringt sie auf der Strasse; dass sie da nach jeder Richtung gefährdet ist, weiss jeder; uns interessiert nur das eine, dass durch das Unbeschäftigtsein beim Schwachsinnigen Zeiten erhöhter Aufnahmefähigkeit ungenutzt vorübergehen. Im Leben jedes Schwachsinnigen gibt es solche Lichtblicke, Zeiten erhöhter Bildungs- und Aufnahmefähigkeit. Lässt man sie ungenutzt vorüberstreichen, so wird das Kind benachteiligt, und man weiss nicht, ob jemals eine ähnliche Zeit wiederkommt und ob man nicht durch diese Unterlassung das Kind zum tiefsten Schwachsinn verdammt. Sobald der Geist eines Schwachsinnigen nicht stetig angeregt wird, muss er verflachen, veröden und versiegen, nur Uebung stählt die schwachen Kräfte. Uebung und Gewöhnung sind das Geheimnis der Erziehung Schwachsinniger. Dass die ständige Beschäftigung und Beaufsichtigung daneben noch andere Vorteile in sich birgt, bedarf keiner besonderen Erwähnung, nur das sei noch gesagt, dass fast alle gesellschaftsfeindlichen Triebe und Strebungen durch Uebung in soziale umgewandelt werden können.

Unsere Erziehung muss weiter darauf Bedacht nehmen, dass unserer Jugend wieder Ehrfurcht vor der Persönlichkeit und Arbeit anderer, Achtung, ja Hochachtung vor grossen Männern und Frauen unseres Volkes, Selbstbeherrschung und freiwillige Unterordnung unter die bestehenden Ordnungen der Gesellschaft eingeprägt werden. Unsere Jugend heute ist blasiert, stets fertig im Urteil über die Taten anderer, streng in diesem Urteil, dagegen milde gegen sich, anmassend, herschsüchtig, anspruchsvoll und oft unzufrieden. Wir selbst sind daran schuld, die wir glaubten, unsern Kindern einen grossen Gefallen zu erweisen, wenn wir ihnen alles gestatten, wenn wir ihnen fast dieselben Rechte einräumen, die wir selbst haben. Das ist der Fluch der so verlockend gepriesenen Erziehung zur Freiheit des Willens. Ausleben aller Anlagen und Kräfte. Gewiss, wir sollen in der Erziehung alle Kräfte der Kinder beachten und zur Blüte zu bringen versuchen, sofern es sich lohnt und Segensreiches daraus zu erwarten steht. Aber unter allen Umständen dem Kinde seinen Willen lassen — ausgehend von dem Gedanken, dass das Kind eine fertige Wesenheit für sich ist — muss immer in die Irre führen zum grössten Nachteile des Kindes selber. Es kommt in die Schule des Lebens, und da gibt es kein Durchsetzen seiner eigenen Wesenheit, sondern ein Sichfügen unter die bestehenden Ordnungen. Ebenso falsch ist aber die alte Pädagogik des unbedingten Gehorsams, dessen Richtschnur der nicht ganz wahre Satz ist: Wer nicht

gehorchen gelernt hat, kann nicht befehlen. Man kann auch sagen: Wer nur gehorchen gelernt hat, kann deshalb noch lange nicht befehlen. Der Mittelweg wird uns weiterbringen, wenn wir der Wesenheit des Kindes folgend, seinen Willen versuchen umzubiegen, einzulenken und auf das Gute zu richten, ohne dem Kinde Zwang anzutun. Wenn man dem Kinde von klein auf sagt, dass es nichts zu wollen hat, so braucht man sich nicht zu wundern, wenn man später die wenig entschlussfähigen Menschen sieht, die immer erst einer Weisung von irgend jemand bedürfen, ehe sie etwas tun. Selbst unser politisches Leben krankt an dieser Unterordnung.

Niemals soll man, wenn ein kleines Kind einen Wunsch äussert, sagen: Nein, das geht nicht, sondern man versuche das Kind durch eine andere Beschäftigung auf andere Gedanken zu bringen, was sehr leicht ist. So lernt das Kind bald selbst, was es darf und was man besser unterlässt; es ordnet sich selbst ein und hat für später grosse Vorteile, wenn es sich stets einfügen kann, ohne dabei sklavisch nach links und rechts schauen zu müssen. Unsere Pädagogik kann also nur von dem Umbiegen und nicht vom Brechen des kindlichen Willens eine Besserung erwarten.

Ein so erzogenes Kind kann auch ohne Sorge freien Umgang mit dem anderen Geschlecht haben, es weiss, was man tut und was nicht. Ist unser Umgangston mit den Kindern dazu ein fröhlich-offener, freier, harmloser und dezenter, so kann es keine Verstösse geben. Man unterschätze in der Erziehung nicht das wichtige Moment der Nachahmung. Kinder sind die besten Nachahmungskünstler; was Vater und Mutter einmal taten oder sagten, tut und sagt das Kind gewiss wieder nach. Hört und sieht das Kind nun nur Gutes, so weiss ich keine Gefahr mehr zu entdecken.

Das wichtige Gebiet der sexuellen Aufklärung können wir hier auch nur streifen. Auf das Bestimmteste jedoch müssen wir herausstellen, dass diese niemals eine schulmässig-lehrplanmässige sein kann, dass die Schule nicht berufen ist, hier zu wirken. Die Aufklärung ist Sache der Eltern, der Mutter. Mit den ersten Aufklärungen wird man schon im sechsten Jahre beginnen müssen. Der weiteren objektiven Aufklärung, die die physiologischen Vorgänge der Befruchtung, des Wachstums der Frucht, der Geburt, der Geschlechtsteile selbst umfasst, kann die Schule sehr wohl vorarbeiten im naturkundlichen Unterrichte. Mehr soll sie nicht tun, als vorbereiten. Die subjektive Seite der Aufklärung, zu der die Wirkungen des Geschlechtstriebes, die Schwangerschaft, Geschlechtskrankheiten gehören, kann ein Arzt übernehmen, da er den jungen Menschen eine Autorität ist, von dem sie gern eine Belehrung annehmen. Bei diesen Aufklärungen kann man auch die Masturbation und ihre Folgen streifen — doch hier Vorsicht, nicht schwarz in schwarz malen, was jedesmal den entgegengesetzten Erfolg hat.

Die ins Ungemessene gestiegene Vergnügungssucht von gross und klein überhitzt die Phantasie der Kinder und lenkt diese auf Dinge, die für ihr Alter und ihre Gesundheit Gift sind. Die Vergnügungen der Erwachsenen eignen sich nicht für die Kinder, auch dann nicht, wenn man die Dosis etwas verringert. Man schaffe den Kindern wieder kindliche Vergnügungen, lasse sie Kind sein ohne Theater, Konzert, Klavierstunden, Malstunden usw. und wird finden, dass die Kinder ohne Romane, Gesellschaften, Bälle usw. besser gedeihen als mit ihnen. Und später werden die Kinder diese Vergnügungen besser zu würdigen verstehen.

Unsere Devise muss also sein: Zurück zur Einfachheit, zum kindlichen Frohsinn! Dann wird das Kind, anspruchsloser geworden, gar nicht an sexuelle oder alkoholistische Ausschweifungen denken, dann wird es zufriedener und glücklicher sein als jetzt.

Die Infektionserkrankungen endlich erfordern eine bessere Organisation. Jeder, der an einer Infektionskrankheit erkrankt ist, muss in einer Klinik verpflegt werden, um die Gewähr dafür zu haben, dass nichts versäumt wird, und um eventuell Nachkrankheiten vorzubeugen oder dieselben bei ihrem Ausbruch wieder richtig zu behandeln. Nur derjenige, der die Garantie dafür bieten kann, dass das Kind im Hause sachgemäss behandelt wird, dass die Isolation eine ausreichende ist, darf sein Kind selbst behandeln lassen. Aber eine Kontrolle wird sich auch dann noch als notwendig herausstellen.

Wenn wir jetzt die Forderungen einer verständigen aussichtsreichen Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns zusammenstellen, so sind es im wesentlichen drei Forderungen:

1. Ein rücksichtsloser Kampf gegen Degeneration, Alkohol und Syphilis.
2. Die Errichtung einer oberen Gesundheitsbehörde, die alle die Maßnahmen prüft und sie dem Reichstag zur Gesetzgebung vorschlägt, die notwendig sind zu einer erfolgreichen Prophylaxe. In ihr Arbeitsfeld gehören der Mutterschutz, die Frauenarbeit, Säuglingspflege und -ernährung, Wohnungsgesetzgebung, Kampf gegen Degeneration, Alkohol und Syphilis, Hebammenwesen, Schutz gegen Infektionserkrankungen, Schulärzte und Anstaltswesen. Sie soll darüber wachen, dass kein Kind in sanitärer Hinsicht vernachlässigt werde.
3. Rückkehr zu einer vernünftigen kindlichen Erziehung durch eine Pädagogik der Tat und des Umbiegens und nicht des Brechens.

Die Frage der Prophylaxe des jugendlichen Schwachsinns ist eine ernste Frage der Menscherhaltung, des Kulturaufstieges, und jeder muss sie als seine heilige Sache ansehen, er muss sein Bestes geben für seine Nation.

Sitzungsberichte.

Psychologische Gesellschaft zu Berlin.

Sommerhalbjahr 1913.

Donnerstag, den 24. April 1913.

Vorsitzender: Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Prof. Dr. **Gramzow** spricht über Genie und Talent. Der Meinung, dass die Kulturfortschritte das Werk der Menge sind, stellt der Vortragende aufs neue die von vielen Geschichtsphilosophen vertretene Ansicht entgegen, dass das Genie der Erzeuger und Beweger des Fortschritts ist. Diese Ansicht ist im Heroenkultus der alten Völker vorgeahnt. Die Bedeutung des Genies und Talents kann nur aus seinem Wesen erkannt werden. Den bedeutendsten Versuch, das Wesen beider entwicklungsgeschichtlich aufzuklären, stellt Albert Reibmayers „Entwicklungsgeschichte des Talents und Genies" (München, 1908, J. F. Lehmanns Verlag) dar. Der Vortragende setzte sich kritisch mit Reibmayers Theorie auseinander und brachte alsdann die Ergebnisse seiner eigenen Untersuchungen zum Vortrag.

Genie und Talent sind nur graduell vom Durchschnittsmenschen verschieden. Beim Genie ist der Gradunterschied häufig so gross, dass uns ein neuer Typus Mensch gegeben erscheint. Wer durch geistige Kraft und durch Leistungen auf irgend einem Wissens- oder Kunstgebiete den Durchschnittsmenschen merklich überragt, ist ein Talent. Das Talent, das die Gabe des Neuschaffens oder der Empfindung besitzt, bezeichnen wir als Genie. Bei ihm verlaufen alle physischen und psychischen Prozesse besonders intensiv. Das zeigt sich in der Ernährungsweise, in der Sinnestätigkeit, im Grade der Aufmerksamkeit und in der Phantasietätigkeit. Die letztere ist so intensiv, dass man in ihr fälschlicherweise oft das Hauptkennzeichen des Genies gesehen hat. Mit der gesteigerten Tätigkeit der Phantasie hängt ein oft bis zur Leidenschaftlichkeit gehendes Gefühlsleben zusammen. Das zeigt sich namentlich im Ichgefühl, das mit der Ichstellung verbunden ist. Kein Mensch ist sich selber gleichgültig. Aber das Genie empfindet seine Mängel und Vorzüge ganz besonders lebhaft. Daher der heftige Wechsel seiner Gefühle. Es ist leidenschaftlich in seiner Liebe, in der Behauptung seines Rechts und seiner Ehre. Sein Temperament ist gewöhnlich eine Mischung aus dem cholerischen und sanguinischen. Jedenfalls kann der cholerische Bestandteil niemals fehlen. Phlegmatische Genies gibt es nicht. Das Genie besitzt ein empfindliches Gefühl für die Wahrheit und für die Richtung, in der sie zu suchen ist. Dies Wahrheitsgefühl hat Instinktcharakter und hat seine tiefsten Wurzeln im Unterbewusstsein. Es lässt leicht Analogien erkennen und befähigt zu Analogieschlüssen, die als Leitfaden des Erkennens dienen. Es hat Veranlassung gegeben zur Vorstellung vom Daimonion und der Inspiration. Schlaf und Einsamkeit sind dem Genie gleich notwendig, weil sie die Vorbedingungen bieten für die Entfaltung der unterbewussten geistigen Tätigkeit. Das Genie hat den Hang, sein Werden und Wachsen vor störenden Einflüssen zu bewahren. Damit hängt seine Verkennung in der Jugend zusammen. Die Pubertätsperiode, die für viele Menschen eine kritische Lebensperiode ist, bringt dem Genie die Gefahr, dass sich die leibliche Schöpferkraft auf Kosten der geistigen entwickelt und sie schliesslich auslöscht. Die meisten Genies waren von mittlerer Grösse und gedrungenem Körperbau. An vielen ist bemerkt worden, dass sie den Kopf leicht nach links geneigt hielten. Das mag in der Lage des Herzens begründet sein. Es kommt auf die reichliche Durchblutung aller Organe, namentlich des Gehirns an. Das Genie ist nicht selbstlos, aber sein Egoismus ist auch nicht ohne Furcht. Die an ihm bewunderte Kaltblütigkeit und Ruhe wurzeln in seinem Kraftgefühl und sind ein Ergebnis der Selbstkultur.

Schliesslich erörterte der Vortragende die Fragen, ob es weibliche Genies gibt und geben kann, ob das Genie in einem Volke vorhanden ist, wenn es

gebraucht wird, und ob die drängenden Bedürfnisse der Selbsterhaltung eines Volkes von Einfluss auf die Züchtung von Genies sind.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Hohenemser, Dr. Adler, Frau Rappaport, Dr. Jaffé, Dr. Baerwald, Dr. Gramzow.

Donnerstag, den 8. Mai 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Dr. **Richard Baerwald** spricht über lautes Denken (mit Benutzung der Enquête der Psychologischen Gesellschaft über: Die Psychologie des motorischen Menschen).

Unter den unwillkürlichen „Mitbewegungen", die sich von den gewöhnlichen Ausdrucks- und Entladungsbewegungen dadurch unterscheiden, dass sie den Inhalt des Gedachten in Bewegungen wiederspiegeln, ihn sozusagen kinästhetisch illustrieren, ist das laute Denken die häufigste. Man kann bei ihm, je nach der Art der Ursachen und Motive, zwei Arten unterscheiden: Das zwecklose und das zweckmässige. Zweckloses Lautdenken entsteht erstlich da, wo die kinästhetische Vorstellung so stark und lebhaft ist, dass sie nach aussen durchschlägt, sich in wirkliche Bewegung umsetzt, oder da, wo eine Person hohe Irradiabilität (Reflexerregbarkeit) besitzt, wo ihren Nervenprozessen nur geringe Hemmungen und Widerstände entgegentreten. Daher zeigt sich das Lautdenken häufig bei solchen Personen, deren Hemmungsfähigkeit unentwickelt oder reduziert ist, bei Kindern, Greisen, Geisteskranken, Berauschten, Aufgeregten. Das zweckvolle Lautdenken kann nicht aus eigentlicher Absicht hervorgehen, sonst wäre es keine unwillkürliche Mitbewegung mehr; aber bald ist es ein mechanisch gewordener Rest früher absichtlich vollzogener und auf diese Weise eingeübter Bewegungen, bald entsteht es aus solchen unbewussten, aber doch willensartig wirkenden Einflüssen, die selbst ganz physiologische, garnicht in das Gebiet des Bewusstseins fallende Bewegungen zweckmässig modifizieren können; man denke etwa an die unwillkürlichen Veränderungen und Anpassungen der Zungenbewegungen, die sich nach kurzer Zeit einstellen, wenn die Zunge sich mehrfach an einem spitzen Zahn verletzt hat. Der deutlichste Fall zweckmässigen Lautdenkens ist das unwillkürliche Laut lernen; es tritt selbst bei ganz schwachen Motorikern so in den Vordergrund, dass sich bei ihnen, wie Segal fand, ein besonderer motorischer Lerntyp entwickelt. An diesem Falle können wir auch die verschiedenen Zwecke verfolgen, aus denen Lautdenken und andere Mitbewegungen entstehen. Es sind die folgenden: 1) Bei lautlernend Eingeprägtem bilden die motorischen Vorstellungen eine besondere Assoziationsreihe, welche die übrigen (wortvisuellen, wortakustischen, begrifflichen) unterstützt. 2) Lautsprechen beim Lernen wirkt versinnlichend, veranschaulichend. 3) Lautdenken fixiert, wie namentlich Sybel bei Lernversuchen feststellte, die Aufmerksamkeit und verhindert ihr Abschweifen. 4) Sprechen ist ein Tun, jedes Tun aber bedeutet eine Synthese von Einzelelementen, die vorher durch eine Zertrennung, eine Analyse gewonnen sein müssen. Daher kann der Stoff, der zu einem Tun benutzt werden soll, nicht im Zustande einer verwaschenen, diffusen Totalvorstellung verharren, er muss durch sukzessive Aufmerksamkeitsakte geklärt und in seine Bestandteile zerlegt werden. Deshalb die bewusstseinssteigernde, betonende, die Klarheit und Spezialisierung des Wahrnehmens und Denkens fördernde Rolle des Lautdenkens und Lautlernens. 5) Lautdenken und andere Mitbewegungen wirken bei überaktiven („zappeligen") Personen als Entladung und ermöglichen so oft erst eine ruhige und besonnene Rezeption. 6) Das meiste Gelernte ist dazu da, um später aufgesagt oder vorgetragen zu werden; Lautlernen bringt es also in die Form, in der man es nachträglich gebrauchen soll.

Hat man die Zweckmässigkeit des Lautdenkens in seinen unwillkürlichen und instinktiven Anwendungen erkannt, so liegt der Gedanke nahe, dass man das laute oder halblaute Selbstgespräch auch absichtlich und syste-

matisch verwenden könne. Der Vortragende sucht an Beispielen zu zeigen, dass wir in ihm ein wichtiges Mittel zur Steigerung der Selbstkontrolle, der Willenskraft, des intensiven Geniessens der Widerstandsfähigkeit gegen Schicksalsschläge besitzen, ein wirksames Requisit systematisch geübter Lebenskunst.

Donnerstag, den 22. Mai 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Dr. **Wilhelm Neumann** spricht über Psychologisches vom Schach. Der Anhängerkreis des Schachspiels, die sogenannte Schachwelt ist sehr ausgebreitet und umfasst die hervorragendsten Männer aller geistig arbeitenden Stände. Moltke, Freiherr von Marschall, Voltaire, Buckle, Stuart, Mill, Musset, unter den Berliner Künstlern: Regas, Niemann, Lieban, Oskar Blumenthal seien als starke Schachliebhaber genannt. In der dramatischen Poesie aller Kulturvölker wird das Schach episodisch zur Charakteristik der dichterischen Gestalten verwendet. In der Malerei würde eine Sammlung der Schachbilder aller Zeiten einer Darstellung des Fortschrittes der psychologischen Malerei gleichkommen. Für die psychologische Forschung umfasst das Schachspiel eine Fülle von Problemen, von denen nur das eine, die psychischen Vorgänge beim Blindspielen, in Binets Meisterwerk „Les grands joueurs d'échecs" einen mustergültigen Bearbeiter gefunden haben. Nach der Feststellung von J. Mieses besteht der Vorzug des Schachs darin, dass es, wie keine andere wissenschaftliche oder künstlerische Betätigung einem objektiven Maßstabe für die Messung der Leistungen zugänglich ist. Daher ist es auch ein Gradmesser für die geistige Leistungsfähigkeit der verschiedenen Lebensalter, was von gleich grosser wissenschaftlicher, wie praktischer Bedeutung ist. Die Schachbegabung zeigt sich frühzeitig in bedeutenden Leistungen, erreicht mit den 40er Jahren ihren Höhepunkt und nimmt erst in der zweiten Hälfte der 50er Jahre ab. Charakteranlagen: Wagemut und Vorsicht, Uebermut und Depression, Ueberraschung und Ermüdung, wie auch die allgemeine Gemütslage üben, wie an zahlreichen Beispielen nachgewiesen wird, einen starken Einfluss auf die Leistung im Einzelfalle aus, gleichen sich aber, wenn man die Gesamtleistung der Meister heranzieht, aus, so dass eine Rangliste der Spielstärke möglich wird.

Bei manchem Schachspieler steigert sich die Leidenschaft für das Spiel bis zur Monomanie, die alle anderen Lebensinteressen auslöscht; bei mässiger Anwendung für die Mussestunden aber bildet es ein schätzbares Gegengewicht gegen übertriebenen körperlichen Sport und lässt leibliche und seelische Leiden vergessen.

Keine Frau hat bisher den Meisterrang erreicht. Sehr verbreitet ist die Begabung für Schach unter den Juden, die ein reichliches Drittel der grossen Schachmeister stellen. Der Spieltyp der jüdischen Meister hat aber nichts Charakteristisches; es finden sich verhältnismässig ebensoviele Vertreter des gekünstelten wie des schlichten geraden Spiels, ebensoviele Angriffs- wie Verteidigungstypen, ebensoviele Anhänger des alten Kombinationsspiels, wie des modernen Schachs unter ihnen, wie unter den nicht jüdischen Spielern.

Für jeden Spieler ist die Beherrschung der Notifikation (d. h. die Benennung der Felder nach Buchstaben a—h und Ziffer 1—8) notwendig, da in dieser Formelsprache die Partien wiedergegeben werden, der Blindspieler ist gänzlich darauf angewiesen. Der Spieler übersetzt sich aber sofort diese Formelsprache in die Wirklichkeit. Die Hauptstütze für die sensationelle Gedächtnisleistung bei der Wiedergabe von 5—6 Partien bildet der Einblick in die logischen Beweggründe für jeden einzelnen Zug und der gefühlsmässige Eindruck, den jede einzelne Stellung auf den Kenner macht; nach Binet wird der Mémoire des sensations die Mémoire des idées substituiert. Wie auf anderen geistigen Gebieten erweist sich die Sprache unzulänglich für die Wiedergabe der Gefühlseindrücke, daher die für den Nichtspieler manchmal grotesk wirkenden Charakteristiken der Schachbesprechung.

Auf Anfänger üben die einzelnen Schachfiguren einen durch ihren Rang und ihre Funktion beim Spiel bestimmten Eindruck aus, die Neigung zur Personifizierung und Einfühlung kommt zu ihrem Recht. Bei fortschreitender Spielgewohnheit findet ein Abstraktionsprozess von der konkreten Figur bis zu ihrer Auffassung als wirkende Kraft statt. In dieser reichen Folge nimmt jeder Spieler eine für ihn charakteristische Stufe ein. Den Prüfstein bildet der von Binet durch eine mustergültig bearbeitete Enquête bei den grossen Blindspielern festgestellte Grad der Visualisation. Das konkrete Sehen des Schachbrettes mit allen Figuren und deren Einzelheiten ist äussert selten beim praktischen Blindspiel, wenn es auch durch einen Willensakt hervorgerufen werden kann; interessant ist sein Vorkommen bei einem wirklich erblindeten Spieler. Auf der zweiten Abstraktionsstufe verschwindet die Form der Figuren, nur die Grösse bleibt. Auf der dritten werden nur die Figuren konkretiert, an denen ein besonderes Interesse genommen wird. Auf der vierten verschwinden Farben und Formen, nur die Vorstellung von eigenen und gegnerischen Figuren bleibt. Auf der fünften erscheint das ganze Feld im durchsichtigen Grau, nur die Felder, auf denen eine an der interessierenden Stellung beteiligte Figur steht, sind etwas dunkler, die Figuren existieren nur als Bewegungsmöglichkeiten. Sittenfeld ist es gelungen, dieses sein inneres Bild in einer für den Psychologen interessanten Weise zu zeichnen. Der letzte Grad der Abstrakten, von Charcot als visuelles geometrisches Gedächtnis bezeichnet, sieht nur noch Kraftlinien auf einem gedachten, aber nicht vorgestellten Brett. Eine Erleichterung für das Behalten der Partien, wie für das Blindspielen, bildet die Kenntnis der Eröffnungen. An diese schliesst sich das sogenannte Mittelspiel an, dieses bildet den ästhetischen Teil des Schachspiels. Schön sind solche Züge, die neuartig, überraschend, kühn und stark sind und mit zwingender Gewalt zum Matt des Gegners führen. Alles Zufällige und Gewaltsame wirkt nicht ästhetisch. Ein ästhetisch noch ununtersuchtes Feld bilden die Schachprobleme und die Mattansagen auf viele Züge voraus. Bei letzteren dürfte das Gefühl des Zuschauers mit dem Erhabenen verwandt sein. Gerade die Mattansagen beweisen, dass alles richtig Schachspielen ein Blindspielen ist. Der ästhetische Eindruck der Opferkombination besteht in der Veranschaulichung des Sieges des Geistes über die Materie. Das moderne Schach sucht das jedem Kämpfer vorschwebende Endziel des Sieges auf einem sichereren Wege zu erreichen als das Kombinationsspiel, es erstrebt die Beibringung wenn auch leichterer Schwächen zu Beginn des Spiels und geht, sobald eine für den Sieg ausreichende Ueberlegenheit erreicht ist, durch Abtauschen der Figuren unter Ausschaltung des Mittelspiels zum Endziel über, bei dem infolge der geringeren Figurenzahl wieder der Erfahrung ein grösserer Spielraum verschafft wird. Der ästhetische Reiz dieser Spielform, der von ihrem Erfinder sehr stark betont wird, besteht in der Einfachheit und Zweckmässigkeit und hat mit dem Eindruck der technischen Schönheit Verwandtschaft. Eine unvermeidliche Folge des modernen Schachs ist die Zunahme der unentschiedenen, der sogenannten Remispartien, da für jeden Zug eine entsprechend starke Erwiderung errechnet werden kann und so die Kräfte bis zu Ende gleich stehen[1]). Zum Glück ist dieser Termin fern genug, um der psychologischen Forschung Zeit zu lassen, aus dem Schachspiel wissenschaftliche Resultate zu ziehen.

An der Aussprache beteiligen sich die Herren Dr. Adler, Dr. Lewitt, Rektor Ruthe, Dr. Kern, Studitz, Dr. Stern, Rechtsanwalt Loewy. Das Schlusswort hat Herr Dr. Neumann.

Donnerstag, den 5. Juni 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr Professor **Dessoir** erstattet einen Bericht über Aussageversuche. Am 14. März 1912 hatte er in der Psychologischen Gesellschaft

[1]) Damit ist aber die Selbstvernichtung des Schachs vorbereitet.

einen Vortrag über die Methoden der Aussagepsychologie gehalten und bei dieser Gelegenheit zwei Versuche vorgeschlagen, die den Teilnehmern eine lebendige Anschauung der Probleme vermitteln sollten. Die Versuche fanden noch in derselben Sitzung statt. Das auf diese Art gewonnene Material wurde vom Vortragenden in Gemeinschaft mit Dr. Kurt Burchardt durchgearbeitet: Ueber die Ergebnisse berichtet er nunmehr.

Der erste Versuch hatte den Sinn, die Beschreibung eines Vorgangs zu erhalten, der sich vor den Augen der Anwesenden abspielte. Es wurde kein Ereignis gewählt, das irgendwelche Affekte hervorrufen konnte, auch keins, das verwickelt oder schwer zu beobachten gewesen wäre. Das ganze Experiment bestand darin, dass ein Diener ein Tablett mit einer Wasserflasche und vier Gläsern ans Rednerpult brachte; der Redner goss etwas Wasser in eins der Gläser und der Diener trug alles wieder hinaus. Hierüber schrieben nun 85 Anwesende (54 Männer, 31 Frauen) freie Berichte d. h. solche, die durch keine Vorschriften oder Fragen beeinflusst waren. Um die Berichte vergleichen zu können, wurde der Vorgang von Herrn Burchardt in 27 Teilvorgänge zerlegt und jeder der einzelnen Posten in den verschiedenen Darstellungen nachher untersucht. Es zeigen sich bei den meisten Faktoren allerhand Abweichungen, z. B. schwankt die Angabe der Zahl der Gläser zwischen 1 und 6; aber die Mehrheit der Angaben ist zutreffend, z. B. wird die richtige Zahl der Gläser (4) von 70,97% der Frauen und 70,40% der Männer genannt.

Ausserdem bemerkt man, dass die Angaben gegen Ende des Berichts knapper und weniger genau werden, offenbar weil Aufmerksamkeit und Interesse nachlassen; eine Erscheinung, die bei Frauen wohl noch etwas früher und entschiedener hervortritt, als bei Männern. Sonst sind die Geschlechts- und Altersunterschiede minder auffällig als gewisse Charaktereigentümlichkeiten: Neigung zur romantischen Ausschmückung des Tatbestandes, misstrauische Einschränkung bei jedem Satz, aus Furcht, etwas nicht ganz sicheres behauptet zu haben u. dgl mehr. Die Tatsache, dass manche Berichterstatter sehr gewissenhaft, andere mit ziemlicher Gleichgültigkeit schildern, dass überhaupt persönlich gefärbte schriftstellerische Leistungen vorliegen, erschwert die Vergleichbarkeit der Berichte. Es scheint deshalb wünschenswert, die freien Berichte durch Fragebogen zu ergänzen. Durchaus notwendig aber ist es, den wirklichen Verlauf der Handlung festzulegen, damit kein Zweifel darüber entstehen kann, was tatsächlich geschehen ist. Der Vorgang muss vor dem Versuch genau eingeübt und schriftlich aufgezeichnet, ausserdem während des Versuches von einem Eingeweihten beobachtet werden, damit eine etwaige zufällige Abweichung vom Plan angemerkt wird. An dieser objektiven Aufnahme des Ereignisses sind die Protokolle abzumessen.

Der zweite Versuch vom 14. März 1912 hatte darin bestanden, dass acht Fragen über den Vorraum unsres Sitzungssaales gestellt wurden. Die Fragen wurden von 84 Personen, 57 Männern und 27 Frauen beantwortet. Bei der ersten Frage: „Welche Form hat der Raum?“ haben nur 4 Männer Raum und Grundriss unterschieden, 7 sich über das Verhältnis der Seiten geäussert; bei den Frauen fehlt beides vollständig. Die Aussagen über die Farben (2. Frage) zeigen einen merkwürdigen Einfluss der augenblicklich vor Augen stehenden Farben auf die Erinnerung; es ist anscheinend nicht gleichgültig, in welchem Raum sich derjenige befindet, der aus der Erinnerung einen andern Raum beschreiben soll, denn er sucht nach Stützpunkten und Hilfen in seiner augenblicklichen Umgebung. Die weiteren Fragen nach der Decke, den Bildern, Büsten, Fenstern, Türen förderten Antworten zutage, aus denen sich ergibt, dass alles, was in Augenhöhe liegt, vorzugsweise beobachtet und erinnert wird.

Die Genauigkeit der Angaben bildet noch keine Gewähr für ihre Richtigkeit; einige verblüffende Einzelheiten sind freie Erfindung der Versuchsperson. Am deutlichsten tritt das bei der letzten Frage hervor, in einer Suggestivfrage nach der Zahl der (nicht vorhandenen) Bänke. Das Hauptergebnis der Antworten war das folgende: bei den beiden Geschlechtern machten sich 37%

von der Suggestion frei und sagten „keine Bank"; 14% der Männer, 18.5% der Frauen unterlagen der Suggestion; die übrigen liessen die Frage unbeantwortet.

Zur Ergänzung des Verhörs dienten Fragen nach dem Lebensalter und nach der Dauer der Bekanntschaft mit dem Raum. Es hat sich daraus nichts von Belang entnehmen lassen, jedenfalls nicht, dass längere Bekanntschaft mit dem Raum bessere Berichte verbürgt. Auffallend ist, dass bei der Zahlenangabe der Jahre oder der Besuche Männer viel öfter mit runden Zahlen (besonders 5 und 10) operieren, als die Frauen.

An der Aussprache beteiligen sich Frau Loeb, Dr. Lechner, Professor Dessoir.

Donnerstag, den 9. Juni 1913.

Vorsitzender: Herr **Moll**, Schriftführer: Herr **Westmann**.

Herr Dr. **B. Berliner** spricht über den Einfluss von Wetter, Klima und Jahreszeit auf unser Seelenleben.

Das Forschungsgebiet der vom Vortragenden sogenannten Klimatogenpsychologie ist erst in jüngster Zeit einer exakten Bearbeitung zugeführt worden. Eine Schwierigkeit besteht darin, von dem Inhaltlichen des Seelenlebens zu abstrahieren und das Formale, Dynamische des seelischen Geschehens in seiner Abhängigkeit von meteorischen Naturvorgängen zu untersuchen. Die landschaftlichen Eindrücke gehören daher nicht zum vorliegenden Thema. Die eigentlichen klimatischen Einflüsse sind diejenigen, die, von den physikalischen meteorischen Reizen ausgehend, auf dem Wege über die peripheren Nerven, den Stoffwechsel und die Blutverteilung unseres Seelenorgans, das Grosshirn affizieren. Daher ist die klimatopsychologische Forschung untrennbar verknüpft mit der Erforschung der physiologischen Zwischenglieder zwischen Reiz und seelischer Reaktion. Anderseits ist manche physiologische Reaktion erst die Folge einer primären psychischen Beeinflussung, z. B. die Stoffwechselsteigerung bei Kälteeinwirkung, die auf triebartigen und willkürlichen Muskelbewegungen beruht.

Das Stadium der Wetter- und Klimawirkungen hat zurückzugehen auf die Wirkung der einzelnen klimatischen Elemente, die man aber nicht, wie vielfach irrtümlich geschehen, gleichsam als biologische Konstanten ansehen darf, die immer in der gleichen Art auf den Menschen wirken müssten, so dass jedem Reiz eine eigene, von der Wirkung der andern Reize scharf unterschiedene Wirkung entsprechen müsste, sondern die gleichen Wetterformen können sehr verschiedene Wirkungen haben, je nach der Einstellung des Individuums auf vorhergehende Reizlagen; und anderseits können sehr verschiedene Wettereinflüsse gleiche oder ähnliche Effekte hervorbringen, weil die Reaktionsmöglichkeiten des Organismus an Zahl weit beschränktere sind als die klimatischen Reize. Massgebend für die Wirkungen sind niemals die absoluten Temperatur- usw. Grade, sondern immer nur die physiologischen und psychologischen Adaptationsverhältnisse.

Die Temperatur, die sich mit der Luftfeuchtigkeit, Luftbewegung und Wärmestrahlung zu einem Komplexe von thermischen Klimafaktoren verbindet, bewirkt schon bei geringer Zunahme über den jeweiligen Indifferenzpunkt Unbehagen, Müdigkeitsgefühl, Erschwerung des Denkens und der Aufmerksamkeitskonzentration. Es scheinen chemische und vasomotorische Vorgänge unmittelbar die Tätigkeit der Gehirnwellen herabzustimmen. Daneben aber entfällt infolge instinktiver Richtigstellung der Muskelaktionen zwecks Hintanhaltung der Wärmebildung eine Anzahl zentripetaler Reize, die mit der Willenstätigkeit in engster assoziativer Verknüpfung stehen. Der Fortfall dieser zentripetalen Impulse wirkt hemmend auf die psychische Aktivität zurück.

Experimentalpsychologische Untersuchungen des Vortragenden, angestellt an einer grösseren Zahl von Schulkindern, ergaben unter Wärmewirkung eine Verminderung der apperzeptiven Leistungsfähigkeit; dagegen war die Arbeits-

leistung bei fortlaufender geistiger Arbeit (Kraepelinscher Rechenversuch) des öfteren wider Erwarten objektiv auffällig gesteigert, obwohl die Kinder angegeben hatten, wegen der Hitze nicht rechnen zu können. Der Grund dafür ist — neben anderen Erklärungsmöglichkeiten — wahrscheinlich eine Begünstigung der untergeordneten assoziativen und durch Uebung stark mechanisierten Tätigkeit des Rechnens infolge Abschwächung übergeordneter, hemmender apperzeptiver Funktionen. Ein solches Nebeneinander von Lähmung und Erregung verschiedener Zentren tritt deutlicher bei den Formen des Hitzschlages sowie bei den seelischen Wirkungen der Gewitterschwüle, des Föhn und des Scirocco hervor. Beim Föhn, speziell auch dem milden Frühlingsföhn der Alpenvorländer steht die psychische Erschlaffung und Genussunfähigkeit oft in starkem Gegensatze zu dem prachtvollen sinnlichen und Landschaftseindruck des Föhnwetters.

Die Kälte wirkt in geringen Graden erfrischend, stimulierend, dieses auch, wie die Wärme, auf assoziativem Wege, da zum Zwecke vermehrter Wärmebildung der Muskeltonus teils reflektorisch, teils triebartig, teils willkürlich erhöht wird. Bei stärkerer und längerer Kälteeinwirkung folgt der Erstraffung die Ermüdung, unter dem Fortfall apperzeptiver Hemmungen steigert sich die psychomotorische Erregung zu heftiger Unruhe, die in Apathie übergehen kann. Wenn der Körper unterkühlt wird, erlahmt zuerst die höchste seelische Tätigkeit, der Wille; der Erfrierende ist trotz wachen Bewusstseins und der Erkenntnis der drohenden Gefahr seines Selbsterhaltungstriebes beraubt, wirft sich nieder, schläft ein und stirbt.

Auch für die Wirkung kühlen Wetters konnte Vortragender instruktive experimentelle Befunde erheben, nämlich Steigerung der Muskelkraft als Folge der verstärkten Muskelinnervation, Steigerung der Rechengeschwindigkeit als Ausdruck der psychomotorischen Erregung und Sinken der Aufmerksamkeitsleistung infolge körperlicher Ermüdung.

Von grosser Bedeutung sind die Einflüsse des Lichtes, das einmal auf der Haut einen Reiz bildet, der auf sensiblen, vasomotorischen und chemischen Wegen dem Zentralnervensystem zugeleitet wird, und zweitens von der Retina aus, neben den optischen Wahrnehmungen, reflektorisch die Erregbarkeit der motorischen Zentralorgane beeinflusst. Es kommt zu kräftigerer Muskelinnervation und zu einer Hebung und Anregung der Gemütsstörung bis zu dem Grade eines leichten manischen Zustandes.

Die Einflüsse der Luftelektrizität, sowie der gewöhnlichen Luftdruckschwankungen sind heute noch unbewiesen. Die Hypothesen über die Luftelektrizität gehen meist über ein wissenschaftliches Mass weit hinaus.

Ein Witterungswechsel, insbesondere beim Herannahen eines barometrischen Minimums, verursacht bei disponierten Personen ein Leiden, das von Loewenfeld als Witterungsneurose, von Frankenhäuser als Zyklonopathie beschrieben ist, und für das uns insbesondere Nietzsche geradezu klassische Selbstbeobachtungen hinterlassen hat. Es besteht in reizbarer Stimmung, Erregbarkeit, Niedergeschlagenheit, Minderung der Willenskraft und des Denkvermögens, Angstgefühlen und einer ganzen Reihe körperlicher nervöser Störungen. Unter den gleichen Bedingungen wurden bei Epileptikern und Geisteskranken vermehrte Anfälle und Erregungszustände beobachtet.

Das Klima enthält neben den besprochenen Wetterelementen einen besonderen Reizfaktor in der täglichen und interdiurnen Veränderlichkeit. Diese ist ein für unser Wohlbefinden unentbehrlicher Lebensreiz, dessen Fortfall beim Uebergang in Klimate mit geringerer Veränderlichkeit zu seelischer Erschlaffung bis zu dem Grade einer ausgesprochenen Melancholie führen kann. Mancher Besucher der Mittelmeerländer erlebt an sich diese Erschlaffung, die ihn unfähig zum Genusse selbst paradiesischer Schönheiten macht. Wer von Norddeutschland in ein solches mildes, reizarmes Klima einwandert, wie es z. B. in einigem Grade schon die oberrheinische Tiefebene darstellt, kann eine

dauernde Einbusse an seiner geistigen Arbeitskraft erleiden. Kommt zu der Reizarmut noch eine exzessive Wärme, wie im Tropenklima hinzu, so kann eine erhebliche Schwächung der Willensenergie und der intellektuellen Leistungen neben schwereren neurasthenischen Störungen (Tropenkoller) die Folge sein.

Auch das Seeklima hat eine herabstimmende Wirkung für die Höhe der psychischen Prozesse. Daneben kommen aber, besonders bei Frauen und anämischen Personen, rauschähnliche Erregungszustände vor. Unter Schwächung der apperzeptiven Funktion treten psychomotorische Erregungen auf, die Vortragender im Experiment auch an solchen Individuen feststellen konnte, die keine Aufregungszustände darboten.

Das Hochgebirgsklima wirkt ausschliesslich erregend. Zwischen den leichten Akklimatisationserscheinungen und den höchsten Stadien der psychischen Bergkrankheit finden sich nur quantitative Uebergänge. Charakteristisch für die Bergkrankheit ist ein Vergessen, ein Auslöschen ganzer Bewusstseinsinhalte, zuerst der lose haftenden, dann auch der stabileren, womit Hemmungen entfallen und Triebregungen, auch sexueller Natur, uneingeschränkt hervortreten.

Im Polarklima bedingen neben der Kälte die Dunkelheit des Winters und die Helle des Sommers charakteristische Einwirkungen.

Die Frage nach der Mitwirkung des Klimas auf die Bildung seelischer Rasseneigenschaften wird kurz gestreift, da sie nach unsern heutigen Kenntnissen nicht diskutabel ist.

Unter den Jahreszeiten übt der Frühling die stärkste Wirkung auf unser Seelenleben aus, und zwar der Vorfrühling eine etwas andere als der Hochfrühling. Sie besteht in einer gesteigerten Gefühlserregbarkeit mit sexuellem Grundton, gleichsam eine fragmentarische Wiederholung des Zustandes der Pubertät. Lombroso fand eine grössere Häufigkeit künstlerischer Konzeptionen und genialer Geistesleistungen im April und Mai. Die rein intellektuelle Geistestätigkeit scheint gegenüber der intuitiven und affektiven benachteiligt zu sein. Die Statistik zeigt eine Zunahme der Konzeptionen, Selbstmorde und Sexualverbrechen. Die Ursache ist in der zunehmenden Wärme und nach den Forschungen Gaedekens besonders in der zunehmenden Lichtstärke zu erblicken.

Im Sommer kann höhere Wärme zu seelischer Erschlaffung, im Winter Lichtmangel zu Depression führen. Der Frühherbst mit seiner oft frühlingsartigen Witterung kann eine abgeschwächte Wiederholung der Frühlingswirkung mit sich bringen, die besonders in Lombrosos Kurven hervortritt.

Der Vergleich der psychischen Reaktionen mit den meteorologischen Tatsachen ergibt, dass der April den Ruf der Wetterveränderlichkeit ganz zu Unrecht trägt. Die Witterung des April ist eine relativ konstante, das „Aprilwetter" liegt vielmehr in unserer Stimmung, in der Frühlingslabilität der Psyche und wird fälschlich auf das Wetter übertragen.

An der Aussprache nehmen teil die Herren Dr. Hennig, Dr. Levy-Suhl, das Schlusswort hat Herr Dr. Berliner.

Winter-Halbjahr 1913/14.

Donnerstag, den 23. Oktober 1913.

Vorsitzender: anfangs Herr **Moll**, der dem verstorbenen Professor Robert Kutner einen Nachruf widmet, sodann Herr **Baerwald**, Schriftführer: Herr **Westmann.**

Herr **Moll** spricht über Sexualität und Charakter[1]). Der Einfluss der Sexualität auf den Charakter kann kaum zweifelhaft sein. Man erkennt ihn an dem Einfluss der Keimdrüsen, mag dieser durch Nervenreize

[1]) Der Vortrag ist in der Zeitschrift „Sexual-Probleme", Jan., Febr. und März 1914 erschienen.

zustande kommen, wie man früher wohl annahm, oder durch die innere Sekretion, für deren Bedeutung gegenwärtig ein besonderes Interesse besteht. Die Kastration ändert, besonders wenn sie frühzeitig ausgeführt wird, den Charakter. Hat man früher in dem Einfluss der Keimdrüsen wohl etwas primäres gesehen, so ist diese Anschauung zurzeit zurückgetreten, und es gewinnt die Annahme mehr Einfluss, dass die Trennung der Geschlechtscharaktere schon im frühen embryonalen Stadium von Anfang an den ganzen Körper betrifft, dass das Seelenleben zum grossen Teil in dieser Trennung bereits präformiert wird oder doch Dispositionen geschaffen werden. Die Bewerbungsart zeigt bei Mann und Weib verschiedene Erscheinungen, wie wir auch schon in der Tierwelt finden. Allerdings ist die Bewerbungsart beim Menschen auch bei verschiedenen Rassen oder doch Kulturstufen verschieden. Die der Wilden ähnelt sehr der der Vögel; der geschmückte Mann stellt sich zur Schau und sucht durch seinen Mut und seine Geschicklichkeit das Weib zu erringen. Ueberall ist aber das Weib der wählende Teil, ohne dass es aber etwa vollkommen passiv ist. Dies ergibt sich schon aus der Koketterie, die eine spezifisch weibliche Eigenschaft ist. Nahe steht ihr das sexuelle Schamgefühl. Das Schamgefühl ist ein Schutz für das Weib, das einen grösseren Schutz braucht als der Mann. Die Folgen des Verkehrs sind für das Weib viel intensivere; insbesondere Schwangerschaft und Mutterschaft kommen in Betracht. In engem Zusammenhang damit steht auch die gesellschaftliche und soziale Aechtung des illegitimen Verkehrs des Weibes, die nicht bloss etwas zufälliges ist, sondern ihm auch einen psychischen Schutz gewähren soll, ebenso wie das Hymen anatomisch. Auch die Liebe ist für das Weib etwas wesentlich anderes als für den Mann. Das Weib geht in ihr viel mehr auf. Für das Weib ist die Liebe weit mehr der Inhalt des ganzen Lebens als für den Mann. Für den Mann ist andererseits die Sinnlichkeit mit der Liebe stärker verknüpft als für das Weib. Die Sehnsucht nach Nachkommenschaft ist ebenfalls ein Charakteristikum der Sexualität des Weibes.

Auch die Charakterzüge, die nicht unmittelbar mit dem sexuellen Leben zusammenhängen, sind bei den Geschlechtern verschieden. Die Emotionalität und Impulsivität sind beim Weibe durchschnittlich stärker als beim Manne. Mit diesen Eigenschaften hängen wohl auch manche scharfe Urteile über Weibescharakter zusammen. Im übrigen würde die Abhängigkeit des Charakters von der Sexualität einen grossen Teil der Frauenpsychologie umschliessen; erwähnt wird noch das Mitleid, die geringere Beteilung des Weibes bei Verbrechen.

Andererseits sei auf die starke gegenseitige Charakterbeeinflussung hingewiesen, die Weib und Mann in der wirklichen Liebe aufeinander ausüben. Auch die unglückliche Liebe zeigt den Einfluss auf den Charakter. Das Weib, das der Mann nicht erreichen kann, wird schliesslich Objekt des Hasses, und es erstreckt sich, wie ein Autor hervorhebt, dieser Hass mitunter nicht nur auf die Person, sondern auch auf die Umgebung des anderen, auf das ganze Geschlecht, ja auf die ganze Menschheit. Es zeigt sich dann als Folgezustand nicht erwiderter Liebe eine starke Verbitterung. Auch beim Weibe zeigt die unerwiderte Liebe starken Einfluss auf den Charakter; der Einfluss ist aber ein erheblich anderer. Das Weib z. B., das einen Mann liebt, der ein anderes Weib vorzieht, hasst dieses; und nicht nur um ein augenblickliches Rachegefühl zu befriedigen wird die Konkurrentin angegriffen, sondern ganz besonders deshalb, um ihr die Reize zu nehmen, die den geliebten Mann locken könnten; man denke an die Vitriolattentate.

Sehr traurig sind die Folgen, die eine Liebe mitunter bei anscheinend gefestigten Charakteren ausübt. Verheiratete Männer, die jahrzehntelang die besten Ehegatten gewesen sind, verlieben sich zuweilen in Frauen, die zu einer tiefen sozialen Schicht gehören. Sie können sich nicht dem Banne entziehen, und die vollkommenste Vernachlässigung der eigenen Frau, der Familie usw. sind die Folge. Jedenfalls zeigt sich gerade hier der Einfluss der Sexualität darin, dass auch die festesten Charaktere mitunter

erliegen und das, was man als Pflicht betrachtet, vernachlässigen. Kurz hingewiesen sei auch noch auf die starke Abhängigkeit, die sog. Hörigkeit im Sinne Krafft-Ebings, die sich ebenfalls mitunter bei sonst sehr charakterfesten Persönlichkeiten zeigt. Sadistische Erscheinungen bei sonst ausgezeichneten Männern, das Pantoffelheldentum mancher sonst sehr energischen Charaktere zeigen uns den starken Einfluss des Sexuallebens auf den Charakter und eine gewisse Unabhängigkeit dieses Einflusses von der sonstigen Persönlichkeit.

Das weibische Wesen mancher Homosexueller sowie die unangenehmen Charaktereigenschaften, die sich doch recht häufig bei ihnen finden — wie gegenüber ihren Lobrednern betont sein mag —, dürfen nicht übergangen werden. Das normale Selbstbewusstsein hängt offenbar eng mit dem normalen sexuellen Fühlen zusammen. Schiller hat den Einfluss in seinem Gedicht: „Die Männerwürde“ vielleicht besser als alle Psychologen geschildert.

Es sei noch kurz darauf hingewiesen, dass die Beeinflussung von Sexualität und Charakter eine gegenseitige ist, dass auch der Charakter die Sexualität beeinflusst. Die Anschauungen, die jemand über Sexualbetätigung hegt — man denke an die Askese —, sind von Einfluss auch auf das Sexualleben. Wenn auch feste Charaktere oft im Sexualleben straucheln, so kann es keinem Zweifel unterliegen, dass religiöse und sittliche Motive doch bis zu einem gewissen Grade die Stärke des Triebes und die Stärke organischer Vorgänge ausgleichen können. Aufgabe der Erziehung ist es — besonders im Interesse des Weibes —, den Charakter so zu bilden, dass er allen gefährlichen Lockungen zu widerstehen vermag.

Man lasse sich durch den Umstand, dass Charakterzüge durch die Erziehung zu beeinflussen sind, aber nicht dazu verleiten, die vollkommen verschiedene psychische Gestaltung von Weib und Mann zu übersehen. Auch die Periodizität im Sexualleben, das Klimakterium sind solche spezifische Charakterzüge des Weibes, wenn sie auch nach neueren Anschauungen in geringerem Grade beim Manne beobachtet werden. Jedenfalls lasse man sich nicht verleiten, die spezifisch psychischen Charakterunterschiede von Mann und Weib zu übersehen. Die verschiedene körperliche und seelische Gestaltung der Geschlechter ist eine Kulturerscheinung, und die Abschwächung der sekundären Sexualcharaktere würde als ein Rückschritt zu betrachten sein. Dieser Gesichtspunkt darf bei der immerhin aus wirtschaftlichen Notwendigkeiten hervorgegangenen Frauenbewegung nicht übersehen werden.

An der Aussprache nehmen teil Herr Jezek, Dr. Levinstein und Dr. Adler.

Verschiedenes.

Prof. **Dück** (Innsbruck, Schillerstr. 8), der sich seit längerer Zeit mit Wirtschafts- und Berufspsychologie beschäftigt, bittet zur Erforschung des Berufswechsels möglichst viele um Beantwortung folgender Fragen: 1. Hat ein oder mehrmals ein Berufswechsel oder der Versuch hierzu stattgefunden? Welcher? 2. Hat die Absicht, der Wunsch hierzu bestanden? 3. Wenn ja, was war die Ursache, was die nähere Veranlassung? Was hat eventuell davon abgehalten? 4. Welches war der Erfolg in materieller und in geistiger Beziehung? Ist Zufriedenheit oder Enttäuschung eingetreten? 5. Angaben über Geschlecht, Alter, Geburtsland, Bildungsgang und Lebenszeit, in welcher der Berufswechsel oder die Absicht hierzu fällt.

Unbedingte Verschwiegenheit verbürgt.

Hoffmannsche Buchdruckerei Felix Krais, Stuttgart.